

edfc



Fantasia I 097e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1097e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-09

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1097e – Magazin für Phantastik



edfc

C Agatha hristie

Das Geheimnis der Schnallenschuhe

Poirots Zahnschmerzen sind vorbei, sein Zahnarzt ist tot.
Das macht ihm Kopfschmerzen...

Schers-classic-Krimi



Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Hercule Poirot 22: Das Geheimnis der Schnallenschuhe

(One, Two, Buckle My Shoe bzw. The Patriotic Murders, 1940)

Scherz 00 239 (TB 138 S./DM xx)

Bern München 1973, 10. Auflage

Aus dem Englischen

Genre: Krimi

Hercule Poirot stieg aus seinem Taxi, zahlte und klingelte am Hause Queen Charlotte Street 58.

Ein Bursche in roter Uniform öffnete die Tür; er hatte Sommersprossen, rote Haare und einen ernsten Gesichtsausdruck.

Hercule Poirot sagte: „Zu Herrn Morley?“

Tief im Herzen gab er sich der lächerlichen Hoffnung hin, Herr Morley sei vielleicht unpäßlich, sei abberufen worden oder könnte heute keine Patienten empfangen. ... Alles vergebens. Der Boy trat zurück, Hercule Poi-

rot schritt durch den Hauseingang, und die Tür fiel mit der ruhigen Gefühllosigkeit eines unabänderlichen Verhängnisses hinter ihm zu.

Der Boy fragte: „Den Namen, bitte?“

Poirot nannte seinen Namen; eine Türe an der rechten Seite der Halle flog auf, und er betrat das Wartezimmer. Der Raum war geschmackvoll möbliert und wirkte auf Hercule Poirot unbeschreiblich niederdrückend. Auf dem polierten Sheraton-Tisch lagen, sorgfältig geordnet, Zeitungen und Zeitschriften. Auf der Hepplewhite-Anrichte standen zwei versilberte Leuchter und ein Tafelaufsatz. Den Kaminsims krönten zwei Bronzevasen und eine bronzene Uhr. An den Fenstern hingen blaue Samtvorhänge. Die Sesselbezüge waren mit roten Vögeln und Blumen gemustert. (S. 9)

Einige Zähne des berühmten Detektivs Hercule Poirot bedürfen der Sanierung, weshalb er sich zu dem gut beleumundeten Zahnarzt Henry Morley begibt. Er wird von dem nicht sonderlich intelligenten, aber

dennoch unentbehrlichen Boy Alfred Biggs in das Wartezimmer geleitet, wo bereits einige Patienten warten, darunter ein unglaublich ungeduldig erscheinender junger Mann. Als bald ruft Morley persönlich Poirot auf, denn seine Arzthelferin Gladys Neville musste sich einen Tag frei nehmen, da sie telegraphisch an das Sterbebett ihrer Tante gerufen wurde. Poirots Behandlung ist sowohl kaum schmerzhaft als auch erfolgreich, so dass er beglückt nach Hause eilt.

Dort erreicht ihn ein Anruf von Chefin-spektor Japp, einem Beamten von Scotland Yard, der mit Poirot befreundet ist und gern dessen Scharfsinn in Anspruch nimmt.

Es war ein Viertel vor drei, als das Telefon läutete.

Hercule Poirot saß gerade in seinem Lehnstuhl und verdaute zufrieden ein ausgezeichnetes Mittagmahl. Er rührte sich nicht, als das Klingelzeichen ertönte, sondern wartete darauf, daß der treue George erscheinen und das Gespräch abnehmen würde.

„Eh bien?“ fragte er, als George: „Einen Augenblick“ murmelte und den Hörer senkte.

„Es ist Chefinspektor Japp.“

„Aha!“ Poirot hob den Hörer ans Ohr. „Eh bien, mon vieux“, sagte er. „Wie geht es?“

„Sind Sie da, Poirot?“

„Natürlich.“

„Ich höre, Sie sind heute früh beim Zahnarzt gewesen? Stimmt das?“

„Scotland Yard erfährt alles“, murmelte Poirot.

„Bei einem gewissen Morley, Queen Charlotte Street 58?“

„Ja.“ Poirots Stimme hatte sich verändert. „Warum?“

„Es war ein richtiger Besuch beim Zahnarzt, ja? Ich meine – Sie sind nicht hingegangen, um etwas herauszukriegen oder so?“ fuhr Chefinspektor Japp fort.

„Keineswegs. Wenn Sie es wissen wollen: er hat mir drei Füllungen gemacht“, antwortete Poirot.

„Was für einen Eindruck haben Sie von ihm gehabt? Hat er sich so benommen wie immer?“

„Doch, das möchte ich eigentlich behaupten. Warum?“

Japps Stimme war von berufsmäßiger Kühle. „Weil er sich kurz darauf erschossen hat.“

„Was?“

Japp fragte scharf: „Das überrascht Sie?“

„Offen gesagt: ja.“

„Ich sehe in der Sache nicht ganz klar“, sagte Japp. „Würde gern mit Ihnen darüber sprechen. Sie können wohl nicht vorbeikommen, oder?“

„Wo sind Sie denn?“

„In der Queen Charlotte Street.“

„Ich komme sofort!“ erwiderte Poirot.
(S. 15f)

Chefinspektor Japp ist sich sicher, dass sich Morley selbst erschossen hat. Poirot allerdings teilt diese Zuversicht nicht, denn er bemerkt Schleifspuren auf dem Boden, als hätte jemand die Leiche bewegt. Außerdem war Morley kurz vor seinem Ableben noch

bester Laune, wie Poirot aus eigener Anschauung weiß, und nach Aussage von Morley Schwester besaß ihr Bruder nie eine Pistole, und schon gar nicht das ausgefallene Exemplar, das man neben seiner Leiche gefunden hat.

Scotland Yard will den Fall abschließen, aber Hercule Poirots Ehrgeiz ist geweckt, und so beginnt er, alle in Frage kommenden Personen zu besuchen: Das wären einmal die Patienten, die unmittelbar nach Poirot an der Reihe waren; Morleys Schwester; Morleys Partner, der Zahnarzt Reilly; und natürlich auch der Boy. Doch Diejenigen, die am verdächtigsten erscheinen, kommen als Täter am wenigsten in Frage, und die am wenigsten Verdächtigen scheiden auch aus, so dass sich die Ermittlungen lange hinziehen – so lange, bis es noch zu zwei weiteren Morden im Kreis der Verdächtigen kommt.

Das Geheimnis der Schnallenschuhe ist sehr unterhaltsam erzählt, wobei Agatha Christie in diesem Roman erfreulicherweise völlig darauf verzichtet, irgendwelche Schrullen des Detektivs auszubreiten.

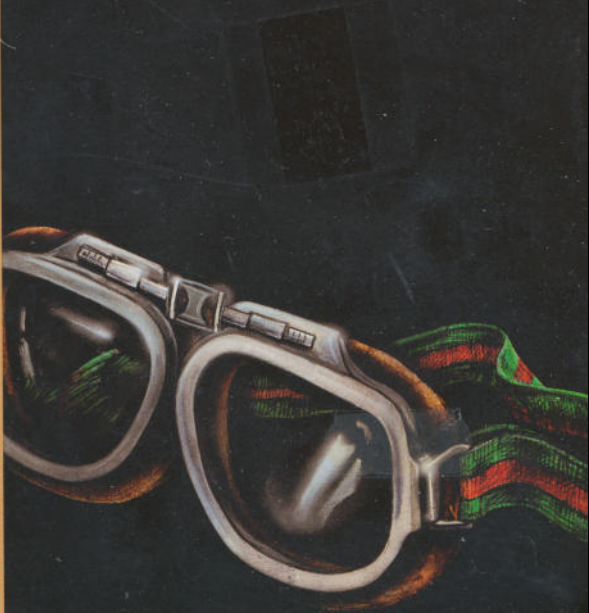
Die Lösung des Falls ist einerseits sehr raffiniert, aber andererseits so kompliziert, dass ein wirklicher Mörder einen solchen Weg kaum einschlagen würde; auch das Motiv scheint einfach nur ersonnen worden zu sein, um den Krimi abschließen zu können.

Michael Innes

Operation Pax

Kriminalroman

SERIE PIPER SPANNUNG



**Michael Innes [John Innes Mackintosh
Stewart, 1906–1994]**

***John Appleby 12: Operation Pax
(Operation Pax, 1951)***

Piper SP 5567 (TB 384 S./DM 14,80)

München 1992

Aus dem Englischen von Joachim Kalka

Genre: Science-Fiction-Thriller

In der Bank hieß es warten. Routh fühlte sich leer und schlaff. Sein eigenes glattes Geschwätz kreiste ihm durchs Hirn. *Vollkommen überflüssig, vor der Lieferung eine Anzahlung zu leisten. Unser Geschäftsführer ist sich über Ihre finanzielle Stellung durchaus im klaren, Gnäfrau.*

Routh trat verstohlen von einem Bein aufs andere. Er sah über die Schulter, durch die goldenen Lettern KNAB DNAL-DIM auf die ruhige Straße hinaus. Die alte Douglas stand direkt um die Ecke. Er mußte aufpassen, daß niemand aus der Bank ihm folgte und sah, wie er auf das Motorrad stieg. Wenn er in jeder Stadt rasch arbeitete und sonst keine Spur hinterließ, war alles paletti. Du solltest

sagen: Alles in Ordnung. Denk an deine gute Erziehung.

Aber im Augenblick in der Lage, einigen ausgewählten Kunden einen Nachlaß von zwanzig Prozent zu gewähren, wenn bei Erteilung des Auftrags sogleich bezahlt wird. Wieder ergossen sich seine eigenen geläufigen Phrasen ziellos in seine Gedanken. Vielleicht würde das sein Los in der Hölle sein: immer und ewig diese Sätze wiederholen. (S. 9)

Routh ist ein kleiner Betrüger, der von Haus zu Haus geht und nichtvorhandene Waren verkauft. Wenn die ahnungslose Hausfrau den Betrag im Voraus bezahlt, bekommt sie einen lukrativen Rabatt. Diesmal hat Routh allerdings einen Barscheck erhalten und fürchtet sich, bei der Einlösung auf der Bank, als Gauner enttarnt zu werden.

Daher sucht Routh lieber mit seinem Motorrad das Weite und kommt auf seiner Flucht zu der großzügigen, hoch eingezäunten Entziehungsklinik Milton Manor in Milton Porcorum. Ein freundlicher leitender Angestellter namens Squire lädt Routh zur Besichtigung ein. Hier gibt es nicht nur Pa-

tienten, die so brav wie Lämmer sind, sondern auch einen zahmen Löwen namens Deilos, der selbst einen Fußtritt ohne Murren einsteckt.

Squire erklärt den Hintergrund.

„Sie müssen verstehen“, sagte er, „ich bin ein Zauberer. „Wenn ich ‚Abrakadabra‘ sage, interessiert sich Deilos nicht für Sie. Doch wenn ich ‚Abrakadabra‘ rückwärts sage, wird er sofort seine Natur ändern und Sie fressen. Würden Sie nicht auch gerne in der Lage sein, die Natur eines Lebewesens mit einem Wort zu verändern?“ (S. 28)

Offenbar stellt man in Milton Manor Experimente mit der Psyche von Tieren und Menschen an. Versuchsobjekte nutzen sich allerdings schnell ab, weil das Mittel noch keinen zufriedenstellenden Endstand erreicht hat, weshalb man stets froh um einen Neuzugang ist.

Routh wird prompt eingesperrt, kann sich aber als Fachmann für Schlösser schnell wieder befreien. Er belauscht folgende Unterhaltung.

„Ich verliere noch die letzte Geduld mit Ihnen, Squire. Es hat sich etwas außerordentlich Ernstes ereignet. Und nun kommen Sie mit diesem irritierenden Nonsens an! Was haben Sie mit dem Mann gemacht?“

„Ihn in Nummer Acht eingeschlossen. Zitternd vor Angst. Sie können ihn haben, wann Sie wollen.“

„Ich will ihn nicht haben. Aber noch weniger will ich, daß er wieder weggeht und austratscht, was er hier gesehen hat. Können Sie denn wirklich nicht begreifen, wovor wir hier stehen – ganz kurz stehen? Macht, wie sie noch keiner auf dieser Erde ausgeübt hat. Alles Gold der Inkas könnte nicht einen Bruchteil davon kaufen. Und Sie können bloß –“
(S. 40)

Squire soll Routh, den man für einen Vagabunden hält, vorsichtshalber eliminieren, aber der vorgewarnte Gauner überwältigt Squire und flieht – zusammen mit der unglaublich wertvollen Formel. Sein weiterer Fluchtweg führt ihn nach Oxford, wobei

ihm Squire und seine Helfershelfer eng auf den Fersen bleiben.

In Oxford lebt John Applebys Schwester Jane, die ihren Verlobten Geoffrey Ourglass vermisst, der zuletzt nach Milton Porcorum reisen wollte, um dort Nachforschungen anzustellen. Daher machen sich sowohl Jane als auch John auf, den Verschwundenen zu suchen.

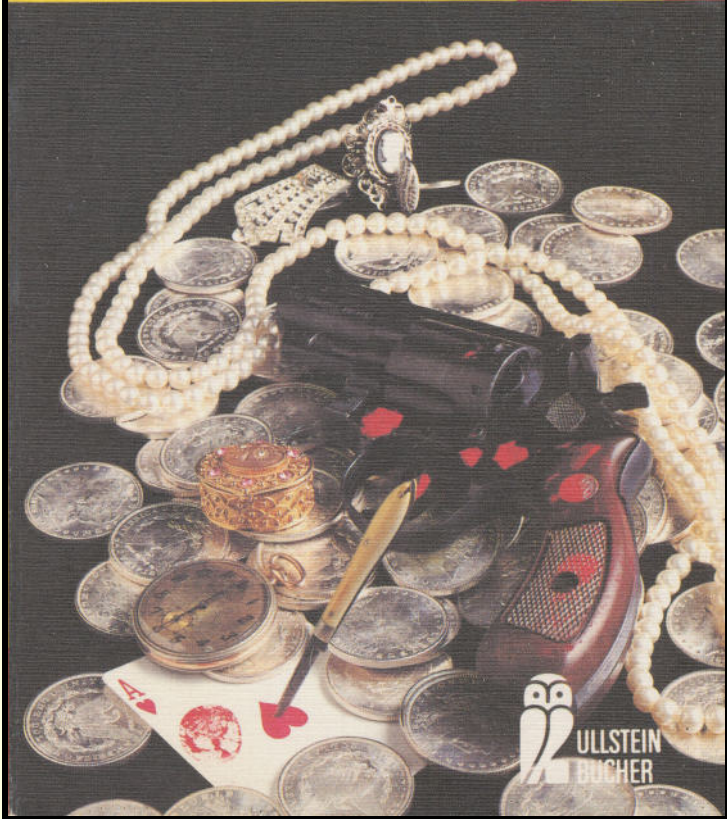
In *Operation Pax* versucht sich Michael Innes an einem Thriller mit Science-Fiction-Elementen. Allerdings wirkt eine sich über große Teile des Romans erstreckende atemlose Verfolgungsjagd auf Dauer sehr ermüdend.

Erstmals in deutscher Sprache

JAMES HADLEY CHASE

Vier Asse auf einmal

Action-Thriller



***Chase, James H.: Vier Asse auf einmal**

**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

**Helga Rolfe 3: Vier Asse auf einmal
(I Hold the Four Aces, 1977)**

Ullstein 01 902 (TB 126 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1978

Aus dem Englischen von Ute Tanner

Genre: Krimi

Jack Archer überzeugte sich davon, daß auf dem Frühstückstablett nichts Eß- oder Trinkbares mehr zurückgeblieben war, dann schob er es beiseite, zündete sich seufzend eine Gauloise an und sah sich in dem trostlosen kleinen Hotelzimmer um.

Das „Saint Sabin“ war entschieden kein Luxushotel. Aber wenigstens, tröstete er sich, war es sauber und vor allem billig. Er sah auf die Uhr. Zeit für seine Verabredung mit Joe Patterson. Archer zog ein saures Gesicht bei dem Gedanken an die lange, umständliche Metrofahrt zum „Plaza Athenee Hotel“: Duroc – Invalides – Concorde — Frank-

lin Roosevelt – Alma Marceau. Früher hätte er sich einfach von einem Chauffeur im Leihwagen hinkutschieren lassen. Aber die Zeiten waren vorbei. (S. 5)

Before pushing his breakfast tray aside, Jack Archer made sure there was nothing more to eat. He peered into the minute coffee pot, grimaced, then sighing, he lit a Gauloise, and then looked around the sleazy, little hotel bedroom.

He reminded himself that he had been in worse hotels than the Saint Sabin, but not much worse. At least it was clean, and more important, the cheapest hotel in Paris. He checked his wristwatch. It was time he left for his appointment with Joe Patterson. Again he grimaced, thinking of the dreary, complicated journey by Metro to the Plaza Athenee Hotel: Duroc – Invalides – Concorde – Franklin Roosevelt, and finally Alma Marceau. His mind shifted into the past when he would have done this journey in comfort in a Hertz chauffeur-driven car, but that was in the past.

Jack Archer ist Anwalt von Beruf und lebt in Paris, seit er wegen einer Unterschlagung die USA verlassen musste. Er kommt zufällig in Kontakt mit einem Amerikaner namens Joe Patterson, der zusammen mit einem gewissen Edmond Shapilo in Südfrankreich eine Ferienanlage mit dem vielsagenden Namen „Ferienidylle Azur“ plant. Archer scheint Patterson der richtige Mann zu sein, um potente Geldgeber aufzutreiben.

Als die reiche amerikanische Unternehmerin Helga Rolfe, vierundvierzig Jahre alt, aber immer noch attraktiv, zufällig vorbeigeht, kann es Archer nicht unterlassen, damit anzugeben, dass er sie früher gut kannte – dass es das Geld ihres verstorbenen Gatten war, das er unterschlagen hatte, und dass ihn seine einstige Bettgefährtin Helga seither verabscheut, verschweigt er wohlweislich. Sogleich erteilt ihm Patterson gegen einen ordentlichen Wochenlohn plus eine Prämie im Fall des Erfolgs den Auftrag, von Helga zwei Millionen Dollar locker zu machen.

„Mann, Sie sind doch ‘n Studierter, Archer! Denken Sie mal genau nach. Sie

kennen diese Helga Rolfe – da muß es für Sie doch ein Kinderspiel sein, ihr unsere Idee zu verkaufen. Wir brauchen zwei Millionen, das sind doch für sie kleine Fische. Also machen Sie sich auf die Socken und reden Sie ihr das Projekt ein.“

Archer bekam feuchte Hände. „Helga Rolfe wird ihr Geld nie und nimmer in Feriensiedlungen stecken, Mr. Patterson. Dazu kenne ich sie zu gut.“

Pattersons Augen glitzerten böse. Er betrachtete Archer einen Augenblick stumm und ließ dann seinen Blick zu Shappilo wandern.

„Wo ist der verdammte Grillroom? Ich habe einen Mordshunger.“ Er stand auf. „Jetzt hören Sie mal zu, Archer. Reden Sie mit der Puppe und sehen Sie zu, daß Sie mir ein Gespräch mit ihr vermitteln. Alles andere mach' ich dann schon selber. Wer für mich arbeitet, muß sich erst mal bewähren. Wenn Sie nicht mal so 'ne Kleinigkeit hinkriegen, wird das nichts mit uns beiden.“

Archer blieb mit knurrendem Magen zurück. (S. 12)

„Use your head, Archer. With your contact with this Rolfe doll, it will be a cinch for you to sell our promotion to her. We want a couple of million. That’s chickfeed to her. Put it to her. Okay?”

Archer’s hands turned clammy.

„I assure you, Mr. Patterson, Madame Rolfe wouldn’t think of investing money in holiday camps. I know her too well. No it just wouldn’t work.”

Patterson stared at him for a long moment, his mean little eyes probing, then he looked at Shappilo.

„Where’s the goddamn grillroom? I want to put on the feed-bag.” He got to his feet as Shappilo pointed down the long corridor. Looking at Archer, Patterson went on, „Now listen: talk to this Rolfe doll and set her up for me. All I want from you is to set up a meeting. I’ll do the selling. And listen, Archer, I hire successful men. You fix it for me to meet her or you don’t come on my pay roll.” He walked off down the corridor.

Shappilo got to his feet.

„You heard what the man said, Jack. It shouldn’t be all that tricky, you know-

ing her so well. Well, let's hope we meet again," and he followed Patterson to the grillroom leaving Archer staring bleakly after him.

Nun weiß aber Archer, dass eine Ferienanlage in Südfrankreich zurzeit wenig Aussicht auf Erfolg hat, und ihm ist klar, dass männerfressende, dominante und überaus clevere Helga das sofort auch herausfinden wird. Andererseits kann er das Geld von Patterson aber dringend brauchen, und so überredet er den attraktiven, weltgewandten und skrupellosen Gigolo Christopher Glenville aus England, sich an Helga heranzumachen und ihr das Projekt zu verkaufen.

Helga verliebt sich tatsächlich über beide Ohren in Glenville, aber von dem Projekt will sie nichts wissen. Ihre Vernarrtheit hindert sie nicht daran, Glenville, der anfangs sehr groß getan hat, in kürzester Zeit zu ihrem Schoßhündchen umzufunktionieren, was diesem sehr sauer aufstößt, auch wenn er sich nichts anmerken lässt.

Lange wird der Zauber allerdings nicht anhalten, wenn Patterson merkt, dass Archer und Glenville versagen, obwohl er

schon viel Geld in Glenvilles Ausstattung investiert hat. Daher fasst Archer einen neuen Plan: Er heuert zwei französische Gangster an, die Glenville – der natürlich eingeweiht ist – vor den Augen Helgas entführen sollen. Mit der Drohung, dem Gigolo Ohren und Finger abzuschneiden, will Archer aus ihr zwei Millionen Dollar herauspressen. Womit Archer allerdings nicht gerechnet hat, ist Folgendes: Der Boss der beiden Gangster lässt noch vor der Lösegeldzahlung Glenville abermals entführen und will mit der Drohung des Abschneidens ernst machen, wenn ihm Helga nicht eine noch wesentlich höhere Summe zahlt.

Vier Asse auf einmal ist ein rasant erzählter, amüsanter Krimi. Er weist zwar keinen besondern Tiefgang auf, versteht es aber, den Leser ausgesprochen gut zu unterhalten.

WERNER
BERGENGRUEN

Das
Tempelchen



ERZÄHLUNG

***Bergengruen, Werner: Tempelchen**

**Werner Bergengruen [Werner Max
Oskar Paul Bergengruen, 1892–1964]**

***Das Tempelchen* (1950)**

Nymphenburger (HC 46 S./DM 2,80)

München 1951

Genre: Historischer Roman

Das in Weißrußland gelegene Gut Makarjewskoje gehörte im vorigen Jahrhundert der Familie Makedonow, und nachdem sie in der männlichen Linie ausgestorben war, kam es schließlich durch Heirat an den Kollegienassessor Tschaikin. Die Großmutter seiner Frau war eine geborene Makedonowa.

Diese Großmutter lebte in Petersburg und war die Witwe eines Oberstleutnants, der zuletzt an einer militärischen Erziehungsanstalt Kriegsgeschichte gelehrt hatte. Eines Sommers, schon nach der Jahrhundertwende, kam sie für ein paar Wochen zu Besuch, um, wie sie sagte, noch einmal ihr Geburtshaus zu sehen und unter dem alten Dache zu schlafen. (S. 7)

Die Großmutter besucht, wohl in der Zeit vor dem Weltkrieg, das in Weißrussland gelegene Gut Makarjewskoje, wo sie geboren wurde und aufwuchs. Sie geht mit ihrer Enkelin Jelisaweta im Park spazieren und erzählt von alten Zeiten.

„Bevor Onkel Kostja den Tennisplatz angelegt hat, war hier eine Art Wildnis. Die Wege waren verwachsen, und es stand da ein Lusthäuschen, so ein weißes Tempelchen in der griechischen Manier. Kannst du dich daran noch erinnern?“ (S. 8)

Die Großmutter erinnert sich an ein kleines Tempelchen im Park, das schon vor langer Zeit abgerissen wurde. Und sie erzählt von ihrem verstorbenen Gatten.

Großpapa hatte so militärische Ansichten, weißt du, der Kaiser hier und der Kaiser dort, und niemand soll rasonieren. Nun, damals ist das so gewesen, heute denken viele anders, und manche auch schon allzusehr. Ich meine immer, auf das Herz des Menschen

kommt es an, und nicht auf seine Sprache oder auf die Gedanken in seinem Kopf. Die Gedanken in seinem Kopf, die können alle falsch sein, das ist wie mit der Orthographie oder dem höheren Rechnen, wo man sich auch sehr täuschen kann. Aber in seinem Herzen hat der Mensch einen Punkt, da kann er nicht irren. Und an dem kann man ihn erkennen. (S. 11)

Die Großmutter glaubt, dass jeder Mensch ein innerstes Wesen besitzt, das unabhängig von dem ist, was er sagt oder sogar was er denkt.

Sie erzählt von der Zeit, da sie eine junge Frau war, kaum den Mädchenjahren entwachsen, als ihr späterer Mann ihr einen Antrag machte und sie sich Bedenkzeit ausbat. Die folgende Geschichte, die sie ihrer Enkelin berichtet, hat sie zuvor noch Niemand erzählt.

Es ist das Jahr 1864, gerade zum Ende des polnischen Aufstands hin, der von Russland brutal niedergeschlagen wurde. Die junge Frau besucht das Tempelchen.

Also gut, ich gehe hinein. Ich kann dir sagen, ich bekam einen großen Schrecken. Auf dem Boden lag ein Mensch, den ich noch nie gesehen hatte.

Er hatte sich eingewickelt in die blaugelbe Tischdecke, und auf dem kahlen Tisch lag ein Bündel wie ein Lumpenknäuel und daneben eine Mütze, die schon jede Gestalt und Farbe verloren hatte.

Unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus. Der Fremde schien geschlafen zu haben, aber sofort war er munter wie einer, der weiß, daß er auch im Schlaf nicht alle seine Aufmerksamkeit auf die Seite tun darf. Nicht daß er aufgesprungen wäre, aber sein Kopf und sein Oberkörper schnellten förmlich in die Höhe, und zugleich griff er mit der rechten Hand sehr geschwind nach seiner rückwärtigen Hosentasche, als wollte er eine Waffe hervorziehen; diese Bewegung zeichnete sich deutlich unter der Decke ab. Aber inzwischen hatte er bemerkt, daß niemand eingetreten war als ein junges Mädchen, und so führte er seine Bewegung

nicht zu Ende. Er lächelte und ließ sich wieder zurücksinken, ohne aber seinen Blick von meinem Gesicht zu entfernen.
(S. 13)

Der Mann, der sich im Tempelchen verbirgt, macht einen völlig zerlumpten und erschöpften Eindruck, aber sein Auftreten und seine Sprache zeigen, dass er von vornehmer Herkunft ist – er ist ein polnischer Insurgent, offenbar ein Offizier. Die junge Frau ist zuerst erschrocken, hat aber dann Mitleid mit dem Flüchtling und bringt ihm heimlich Essen und Trinken.

Sie fragt ihn, wie er heiÙe.

‚Nennen Sie mich Jerome‘, antwortete er rasch. Und dann setzte er zögernd hinzu: ‚Ich habe keinen Namen mehr. Ich habe meinen Namen abgelegt, und ich werde ihn erst wieder an mich nehmen, wenn Polen frei ist.‘ (S. 20)

Weil das Tempelchen nicht sicher ist, will sie Jerome, wie er sich nennt, in der Brennerie unterbringen. Nach drei Tagen, wenn

er sich einigermaßen erholt hat, will er weiterziehen.

„Werden Sie mir irgendeine Botschaft schicken können, daß Sie glücklich durchgekommen sind?“ fragte ich. „Mir schreiben?“

Er lächelte wieder, spöttisch, nachsichtig und schwermütig.

„Mein liebes Fräulein“, sagte er, „ich bin kein ganz ungefährlicher Korrespondent. Aber wenn sich, möglicherweise erst viel später, einmal eine Gelegenheit bieten sollte, daß ich Ihnen eine Nachricht geben könnte, ohne Sie zu gefährden oder bloßzustellen, dann würde ich das natürlich mit Freuden tun.“
(S. 30f)

Die junge Frau bittet Jerome um eine Nachricht, wenn er glücklich in seiner Heimat angekommen sei. Einen Brief könne er nicht schreiben, antwortet er, ohne die junge Frau zu gefährden, aber er werde versuchen, ihr irgendeine Art von Botschaft zukommen zu lassen.

Sie hat sich ganz offensichtlich in Jerome verliebt und bittet ihn, sie mitzunehmen, was er jedoch auf keinen Fall zulassen kann, ohne sie in Lebensgefahr zu bringen.

„Das wäre ein schlechter Dank für alle Ihre Güte“, sagte er dann, „wenn ich meinem Herzen folgen und Sie mit mir in Elend und Gefahren verschleppen wollte.“

Ja, das hat er gesagt, „meinem Herzen folgen“, und dafür bin ich ihm dankbar gewesen, und selbst wenn das gelogen war und er nur an sich selbst dabei dachte und keine Fessel am Bein haben wollte — diese drei Worte sind mir doch ein Trost gewesen, und in den folgenden Tagen habe ich sie mir unzählbare Male wiederholt.

„Wir müssen jetzt Abschied nehmen“, sagte er.

Ich konnte nicht sprechen. Ich zog die Medaille heraus, hängte sie ihm um den Hals und bekreuzte ihn. Und jetzt will ich dir auch gleich erzählen, was weiter mit dieser Medaille gewesen ist. Aber

nein, ich will doch lieber bei der Reihenfolge bleiben.

Er dankte mir noch einmal, er küßte mir beide Hände, und dann schloß er mich in die Arme und küßte mich auf den Mund. Das war nur eine Sekunde, . nur eine flüchtige Lippenberührung war es. Ich dachte, daß ich von dieser Sekundenberührung ein ganzes Leben lang zehren müssen, aber in diesem Augenblick glaubte ich, daß ich die Kraft dazu haben würde. (S. 38f)

Jerome gesteht, dass er sie auch liebt und küsst sie zum Abschied.

Jahre später, die Frau ist bereits verheiratet, erzählt ihr der Gatte von einem polnischen Offizier, der in der Gegend gesehen und gejagt, jedoch nicht gefasst wurde.

Meine Eltern hatten mir gesagt, gewiß würde ich mit Großpapa glücklich sein. Nun, glücklich bin ich wahrscheinlich nicht gewesen, aber zufrieden – ja, das war ich wohl. Ich habe gute Kinder gehabt, und mit der Gesundheit ist es die längste Zeit auch gegangen, und mein

Mann kam vorwärts, das ist für eine Frau doch auch eine Genugtuung. Nun ja, er hat keine sensationelle Karriere gemacht, aber immerhin – der General wäre ihm sicher gewesen, er ist nur zu früh gestorben. Also zufrieden konnte ich schon sein, und wenn man zum Beispiel sich gewöhnte, statt von ewiger Glückseligkeit lieber von ewiger Zufriedenheit zu sprechen, wäre das nicht auch schon etwas? (S. 43f)

Die Großmutter findet eine Medaille, gerade von der Art, wie sie Jerome bei sich getragen hat. War das nun eine Nachricht von ihrem Geliebten, oder handelt es sich um bloßen Zufall, denn ähnliche Medaillen gibt es zuhauf. Sie wird das Rätsel nie lösen können.

Die Großmutter erzählt weiter, dass man nicht sagen könne, sie wäre mit ihrem Ehemann glücklich gewesen – aber zufrieden, ja, das wäre sie gewesen.

Ich habe ihm mein ganzes menschliches Herz angetragen – nein, angetragen habe ich es ihm eigentlich nicht, aber

entgegengetragen, verstehst du, stillschweigend entgegengetragen, und ganz zuletzt, im Walde, auch nicht mehr stillschweigend. Und er? Er hing nur an Dingen außerhalb des menschlichen Herzens. Die Stelle der Herzensempfindungen, die hatte bei ihm etwas anderes eingenommen, sein Nationalstolz oder sein Ehrgeiz oder sein Zorn auf die Russen oder seine Gewöhnung an die Konspiration (es heißt ja, man könne an ihr Geschmack finden wie am Morphinum); irgend so eine Besessenheit, was weiß ich! Und sieh mal, wenn die Umstände danach gewesen wären, hätte er sich womöglich auch nicht bedacht, mich nur auszunutzen und dann in irgendeiner Weise aufzuopfern — diese Menschen, deren ganzes Leben aus Selbstaufopferung besteht und die sich selber nicht schonen, die haben ja auch keine Schonung für andere. Und wer sich selber nicht liebt, wie kann denn der einen andern lieben? (S. 45)

Die Großmutter hatte versucht, ihrem Gatten Liebe entgegenzubringen, aber dieser,

ein Offizier, interessierte sich nur für Dinge der hohen Politik.

Aber genaugenommen, so legt sie ihrer Enkelin dar, war Jerome auch nicht viel anders: In seinem innersten Herzen ging es ihm nur um die Rettung Polens. Daher habe sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden, denn während das Glück nie ungetrübt sei, sei auch das Unglück nie ohne eine Milderung.

Nein, Kindchen, da habe ich ihn dir falsch geschildert, verzeih mir, und er soll mir auch verzeihen. Jerome war darin nicht anders als alle anderen Männer. Ich liebte ihn, und ich fühlte, daß er mich auch geliebt hat oder doch, daß er mich hätte lieben wollen oder lieben müssen. Ja, geliebt hat er mich, das lasse ich mir nicht nehmen, allerdings nicht auf die Art, wie man es sich wünscht und wie in den Romanen und in den Gedichten geliebt wird. Aber so lieben die Männer ja überhaupt nicht, dazu sind sie nicht geschaffen. In der Jugend bilden sie es sich allenfalls ein, aber nachher ist da immer etwas ande-

res, und dies andere ist das Wichtigere, selbst wenn ein Mann noch so sehr von der Leidenschaft ergriffen wird, und es kann die verschiedensten Namen haben, Konspiration oder Karriere, Kaiser, Brückenbau, Insurrektion, Beruf, Pflicht, Interesse, Orden oder womöglich ganz einfach Geld oder daß sie bauen und verändern müssen wie Onkel Kostja. Also diese Verschrobenheiten haben alle Männer, und wahrscheinlich muß das so sein. Es ist nur arg, daß man uns das nicht von vorneherein klarmacht. Aber hätte es denn einen Zweck? Wir könnten es ja doch nicht aufnehmen.

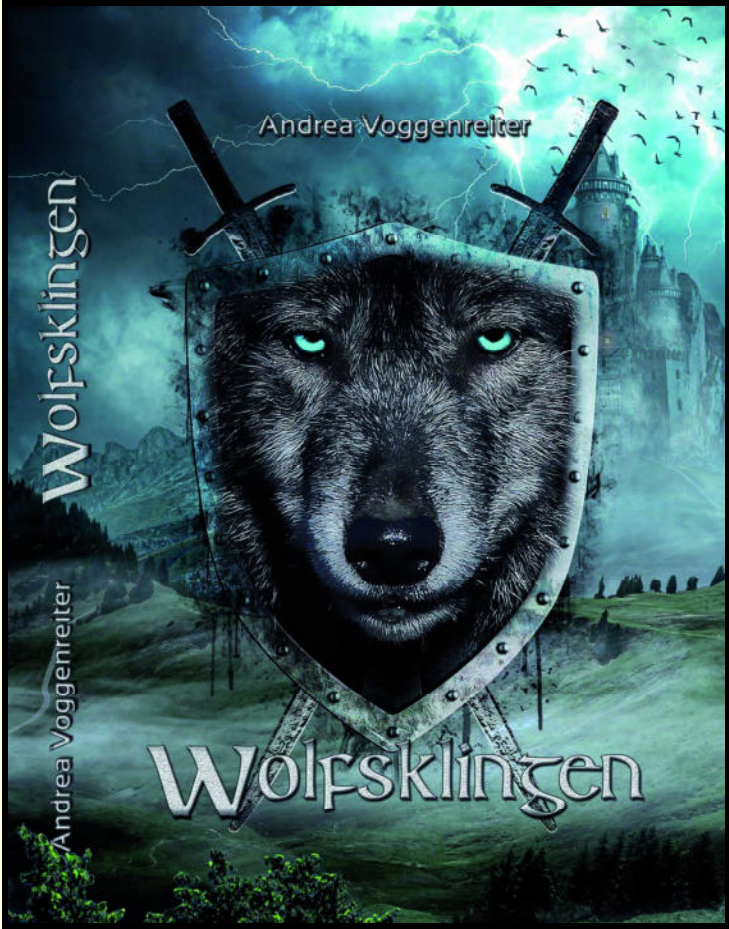
Also, wie gesagt, Kindchen, wenn schon nicht Glück, dann wenigstens Zufriedenheit. Nur manchmal denkt man, wir könnten auch mit der Zufriedenheit nie ganz zufrieden sein, so wie mit dem Glück nie ganz glücklich. Nun, das wäre noch lange nicht das Schlimmste. Denn alsdann könnte man immer noch denken, man würde auch mit dem Unglück nie ganz unglücklich und mit der Unzu-

friedenheit nie ganz unzufrieden sein.“
(S. 45f)

Ende.

Das Tempelchen erzählt eine bewegende Geschichte aus dem polnischen Aufstand, über eine kurze, nur drei Tage dauernde Liebe, die jedoch die Frau ihr ganzes Leben lang beschäftigt: Sie stellt sich die Frage, ob sie mit dem polnischen Offizier glücklicher geworden wäre als mit ihrem späteren Ehemann – und muss letzten Endes eine verneinende Antwort geben, denn das Leben mit dem Polen wäre nicht ungetrübt geblieben, während aus der Ehe mit ihrem ungeliebten Mann ihre innig geliebten Kinder hervorgegangen sind.

Werner Bergengruen versteht es wie kaum ein Anderer, aus kleinen Begebenheiten, aus Anekdoten, berührende Erzählungen über die Seele des Menschen zu formen, insbesondere über die Liebesbeziehungen zweier junger Menschen.



Andrea Voggenreiter

Wolfsklingen

Südost Service GmbH (HC 202 S./€ 23,90)

Waldkirchen 2022

Genre: Historischer Roman

Thiemo bückte über die Ilz hinweg auf das andere Ufer. Die Wellenbewegungen übertrugen sich auf seinen Körper und wiegten ihn sanft im Boot hin und her. Ihm gefiel die Stadt auf der Landzunge. Sie wurde von Donau und Inn gesäumt, die sich an der Spitze der Halbinsel vereinigten. Das Grün des einen und das Blau des anderen Stromes funkelten in der Sommersonne und vermischten sich vor der Stadt in einer spielerischen Rangelei. Dort drüben, am Donauufer, befand sich der Hafen. Holzboote dümpelten im Wasser. (S. 5)

Es ist das Jahr 1218. Da die Schmiede des Vaters in Waldkirchen abgebrannt ist und beide Eltern im Feuer umgekommen sind, macht sich der junge Schmiedegeselle Thiemo auf nach Passau, wo es eine hochberühmte Klingenherstellung gibt, deren

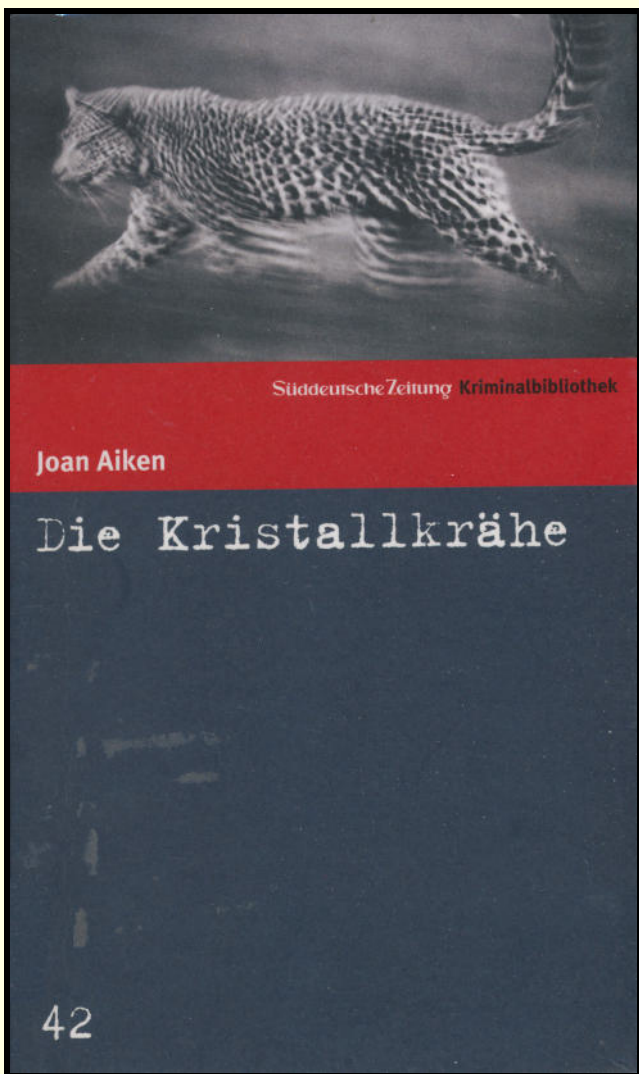
Produkte durch das eingeschlagene Ortswappen, einen Wolf, kenntlich sind.

Aber Thiemo hat kein Glück bei den Klingern, und so muss er sich wohl oder übel bei den Werkzeugmachern bewerben, wo ihn der freundliche Meister Johannes als Gesellen aufnimmt. Thiemo muss mit seinem Los zufrieden sein, und er wäre noch glücklicher, wenn sich die schöne Magd Lena für ihn erwärmen könnte. Doch nachdem es ihm geglückt ist, Lena vor mordlüsternen Räubern zu retten, wird sie ein wenig zugänglicher.

Im nächsten Jahr, 1219, ereignet sich etwas Besonderes: Bischof Ulrich II., der erste Fürstbischof des reichsunmittelbaren Hochstifts Passau, will auf dem Georgsberg eine Burg errichten lassen, die später als Veste Oberhaus bekannt wird. Das bedeutet natürlich, dass es auch für Werkzeugmacher unglaublich viel Arbeit geben wird.

Wolfsklingen ist ein interessanter historischer Roman über eine bedeutsame Zeit in der Geschichte Passaus. Der mürrisch dreinblickende Wolf auf dem Titelbild führt den bezüglich des Wappentiers Passaus un-

kundigen Leser allerdings ein wenig in die
Irre.



*Aiken, Joan: Kristallkrähe

Joan Aiken [Joan Delano Aiken, 1924–2004]

Die Kristallkrähe

(The Crystal Crow, 1975)

Süddeutsche Zeitung

Kriminalbibliothek 42 (HC 252 S./€ 4,90)

München 2006

Aus dem Englischen von Helmut Degner

Genre: Kriminaldrama

„Ich möchte aber gern mehr von dir sehen“, sagte er entschieden und knöpfte weiter auf. Mein Herz klopfte so sehr, daß ich fürchtete, es könnte sich an seinen Knöpfen wundschiagen. Seine letzte Bemerkung kam mir komisch vor, und ich lächelte ihn im Halbdunkel an, doch er war so versunken, daß er es nicht merkte, und plötzlich verkündete sein befriedigtes Seufzen, daß seine Bemühungen um unser beider Wohlbefinden erfolgreich beendet waren. Über seiner Schulter sah ich undeutlich die Lampe in der Mitte der Decke mit den

kleinen Rosetten auf beiden Seiten und das dunkle Geflecht des Gepäcknetzes.

„Was denkst du?“ fragte er schließlich.

„Ich weiß nicht.“ „Hör mal – du mußt doch irgendwas denken?“ (S. 8)

Die junge Aulis Twopence fährt nachts mit dem Zug und will eigentlich nur schlafen, als Wallace, Second Lieutenant bei der amerikanischen Luftwaffe, ihr Abteil betritt, sich mit ihr anfreundet und kurz darauf mit ihr schläft. Aulis, die meistens Dienstag genannt wird, begleitet Wallace zu seiner Kaserne, wo sie den Rest der Nacht verbringt. Anschließend fährt sie nach Hause zu der Wohnung, die sie sich mit ihrer Freundin Maggie Tassák, einer jungen ungarischen Ärztin, teilt.

„Ich glaube, es ist am besten, wenn ich meine Stellung gleich aufgebe“, sagte er. „Ich möchte in meinen letzten Monaten etwas machen, was ich wirklich gern tu – solange ich noch was tun kann. Die Frage ist – was? Was tu ich gern, Neil?“

Sie hob die Augenbrauen.

„Gartenarbeit? Mit einem Boot herumschippern? Beides nicht das Ideale für einen Menschen in deinem Gesundheitszustand, aber du hast recht; Hauptsache, du tust es gern. Letzten Endes kann es nicht viel ausmachen.“

(S. 19)

Hier lernen wir das zweite wichtige Paar dieser Geschichte kennen, nämlich die Ärztin Eleanor Foley und ihren Bruder Charles, beide alleinstehend. Eleanor hat Charles gerade eröffnet, dass er laut der Diagnose seines kürzlich verstorbenen Hausarztes an einer unheilbaren Herzkrankheit leide, die binnen eines Jahres zum Tode führe.

Nebenbei erfahren wir, dass Charles mit einer jungen Frau namens Zita Newman verlobt war, die sich das Leben nahm, indem sie ins Wasser ging. Charles versuchte sie zu retten, was ihm nicht gelang, ihm aber eine schwere Lungenentzündung einbrachte. Mittlerweile ist er sogar erleichtert, dass aus seiner Ehe mit Zita nichts wurde, denn die Verbindung wäre seiner Meinung nach nicht glücklich gewesen.

Charles spielt mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen, aber eine gute, wesentlich ältere Freundin namens Claire Dean bringt ihn davon ab.

Mittlerweile ist Dienstag zu Hause angekommen und wird von Maggie empfangen.

Ich erschrak über ihr Gesicht – weiß, verzerrt, die Wangen eingefallen, der Mund erschöpft herabgezogen. Sie kam herein and setzte sich auf die Armstütze des Sofas und sah mich an. Eine Ader pulsierte auf der Seite ihres Halses.

„Wo warst du? Warum bist du nicht mit dem Morgenzug gekommen? Du hast versprochen ...“ (S. 35f)

Maggie ist außerordentlich dominant gegenüber Dienstag, kontrolliert sie geradezu zwanghaft und ist obendrein schrecklich eifersüchtig. Ob Maggie und Dienstag ein lesbisches Pärchen bilden, wird jedoch nicht deutlich; möglicherweise ist die Verbindung auch rein platonisch.

Maggie dringt auf Dienstag ein, um alles, aber auch alles über den letzten Tag zu erfahren.

„Hat er dich geküßt?“ fragte Maggie. Das erste Herumdrehen der Schraube.

„Ja, ein bißchen.“

„Reichlich merkwürdig, jemanden zu küssen, den du überhaupt nicht kanntest.“

Jenny, dachte ich, küßte mich, als wir uns kennenlernten; sie sprang aus dem Sessel auf, in dem sie saß. „Findest du? Ach, ich weiß nicht. Die Amerikaner scheinen viel netter und ungezwungener zu sein als andere Leute. Außerdem – so kurz vor Weihnachten.“

„Wann hat er dich geküßt?“

„Ach, im Zug, natürlich, Maggie! Warum siehst du mich so an? Was hast du für einen Verdacht?“

„Daß du herumgehurt hast“, sagte Maggie bitter und verdrossen, lehnte sich einen Moment zurück und strich mit der Hand über ihr Gesicht.

„Um Gottes willen, wie kannst du nur so reden! Außerdem, woher weißt du

das?“ Ich war so empört, daß ich alle Vorsicht verlor und mir mein Geheimnis entschlüpfte.

„Woher ich das weiß? Ich merk's an deiner Miene, meine Liebe, an der schuldbewußten Art, in der du herum-schleichst, an dem widerlichen süßli-chen Lächeln, mit dem du von diesem Mann sprichst. Ich hab' doch recht, oder? Hab' ich nicht recht?“

„Ach, was weiß ich“, sagte ich wütend und mürrisch. „Ich hab wirklich keine Ahnung, wovon du redest.“

„Vermutlich wirst du bald dahinter-kommen, daß du schwanger bist.“

„Jetzt hör endlich auf, Maggie, Herr-gott noch mal!“

„Hast du's vorher schon mal getan?“ sagte Maggie. Sie stand plötzlich auf und kam drohend auf mich zu. „Ich weiß wirklich nicht, warum's mich in-teressiert; es sollte mir eigentlich egal sein, wenn eine kleine Ratte wie du vor die Hunde geht, aber ich will's wissen, also sag mir die Wahrheit. Hast du?“
(S. 38f)

Maggie hält Dienstag für eine hemmungslose Nymphomanin – und das, obwohl Dienstag bis zu ihrer Begegnung mit Wallace noch Jungfrau war.

Maggie gerät über Dienstags Enthüllungen in solche Wut, dass sie sie schlägt und sogar bis zur Bewusstlosigkeit würgt.

Ich kann nicht lange hinüber gewesen sein, wohl nur ein paar Minuten, dann kam ich langsam wieder zu mir, sah den Schatten der Lampe an der hellgetünchten Wand und die Falten einer herabhängenden dunkelgrünen Decke, die fast vom Bett heruntergerutscht war. Ich lag auf dem Bett, und das war seltsam, denn ich hatte in der Mitte des Zimmers gestanden. Ich bewegte mich ein wenig, mir wurde schwindlig, und dann hörte ich Maggies Stimme: „John, John! Ist sie in Ordnung?“

Ein schrecklicher Laut drang an meine Ohren; Maggie schluchzte.

„Mein Gott, ich bitte dich – sie ist es nicht wert!“ (S. 40)

Der Wohnungsnachbar John Fitzroy kommt, besorgt über den Lärm, hinzu und rät Maggie, von Dienstag abzulassen, weil diese es gar nicht wert sei, ihretwegen einen Mord zu begehen, was eine ziemlich abwertende Einschätzung von Dienstag darstellt; Maggie andererseits ist außer sich vor Entsetzen darüber, dass sie ihre unendlich geliebte Dienstag getötet haben könnte.

Dienstag hat sowohl von Maggie als auch von John genug und flieht hinaus in den Regen.

Die Geschichte wechselt wieder zu Charles und Eleanor. Charles hat seiner Schwester einen großen Blumenstrauß gekauft, offenbar aus Anlass seiner Diagnose.

„Also wirklich, Charles“, sagte sie, wie er erwartet hatte, „das ist doch Verschwendung.“ Sie blickte drein, als wüßte sie nicht recht, was sie damit anfangen sollte.

„Mein Gott“, sagte er, „es kommt ja nicht jeden Tag vor ...“ (S. 47)

Dienstag ist wieder zurück in der gemeinsamen Wohnung, und Maggie will sich mit ihr versöhnen, weshalb sie Dienstag ihren größten Schatz, eine alte chinesische Kristallkrähe, schenkt. Dienstag lehnt das Friedensangebot ab, indem sie den Vogel zum Fenster hinaus wirft. Dort landet er genau in dem Blumenstrauß von Charles, der eben mit seiner Schwester auf der Straße vorbeigeht.

Kaum hat Charles den Kristallvogel bei Maggie abgeliefert, kommt Wallace vorbei und holt Dienstag ab, woraufhin Maggie vor Entsetzen erstarrt.

Eleanor kündigt ihre Stellung im örtlichen Krankenhaus und kauft sich ein altes Haus samt Kate in dem kornischen Dorf Watertown nahe der Kleinstadt Lanith, damit Charles dort seinen kurzen Lebensabend in aller Ruhe verbringen kann.

Eleanor hängt ihren Gedanken über Leben und Tod nach.

Der Tod, dachte sie. So eine einfache Arznei, so leicht zu verabreichen. Jeder Arzt weiß, wie leicht. Tod ist der Unterschied zwischen einer Tablette und ei-

ner ändern, zwischen dem Abklemmen einer verletzten Ader und fünf Minuten Warten. Ich muß mich vorsehen, daß ich den Tod nicht zu kühl und nüchtern betrachte. Die Patienten spüren es bald, wenn man in dem, was für sie das Ende von allem ist, nur irgendein Symptom sieht. Die Patienten mögen es nicht, wenn man sie nur für eine Art medizinisches Material hält.

Auf jeden Fall sollte der Tod mit Finesse zugefügt werden; durch Fernsteuerung, langsam und mit Überlegung, nicht in Schmutz und Staub am Straßenrand.

Zitas Tod war ein klassisches Beispiel geschickten Vorgehens gewesen. Sie hatte, dachte Eleanor, damals aus einer plötzlichen Eingebung heraus gehandelt, doch als sie die Sache in den darauffolgenden Monaten überdachte, kam sie zu dem Schluß, daß dem nicht ganz so war; bevor sie es tat, hatte sie gründlich den Charakter des Mädchens geprüft.

Wie einfach war das Ganze gewesen: sie drei machten gemeinsam Urlaub,

und sie spielte den Verlobten gegenüber die gutmütige Duenna, die ältere Schwester, die mütterliche Freundin. Zita hatte sie wegen eines leichten Schmerzes um Rat und ein Medikament gebeten; wegen eines trivialen, harmlosen kleinen Schmerzes. Es war so einfach, ein paar Tests zu machen, besorgt dreinzublicken, so zu tun, als wolle sie sie beruhigen. Zita hatte nicht einmal abgewartet, um mehr zu erfahren. Bei ihrer verhängnisvollen Labilität war ihr – was Eleanor wußte allein der Gedanke, krank zu sein, so entsetzlich, daß sie nicht zu warten wagte ... Und Eleanor hatte ihrem Vorrat eine neue Erfahrung hinzugefügt. (S. 101f)

Eleanor erinnert sich, wie sie die labile Zita mit einer schrecklichen ärztlichen Diagnose so weit gebracht hatte, sich das Leben zu nehmen. Anhand weiterer Beispiele erfahren wir, dass Eleanor die Welt verbessern will, indem sie Menschen und Tieren, die ihr mangelhaft dünken, den Übergang ins nächste Leben erleichtert. Beraten wird Eleanor in diesen Dingen vom Schatten ih-

res verfloßenen Liebhabers Karl, der mittlerweile in München wohnt.

Im Leser nährt sich langsam der Verdacht, dass auch die Diagnose ihres Bruder Charles, der sich auf dem Land zunehmend wohler fühlt, falsch sein könnte, insbesondere, da dieser darauf verzichtet hatte, eine zweite Meinung einzuholen.

Eleanor lädt Maggie und Dienstag ein, Ferien auf dem Land zu machen und in der zum Haus gehörigen Kate zu wohnen. Sie hat sich unsterblich in Maggie verliebt und sinnt offenbar darauf, Dienstag und Charles loszuwerden, auch wenn sie sich das nicht offen eingesteht.

Die Kristallkrähe ist ein unglaublich faszinierendes Kriminaldramarührstück, exzellent geschrieben und vorzüglich übersetzt.

Die Passagen mit Eleanor & Charles beziehungsweise mit den weiteren Figuren wie zum Beispiel der gebrechlichen und schrulligen Tante Julia Foley oder dem geistig gestörten Peter Lannick und seiner alkoholkranken Mutter werden in der dritten Person erzählt, was Joan Aiken Gelegenheit gibt, uns die Gedanken dieser Personen mitzuteilen. Allerdings verrät sie uns nur

das, was den Figuren im Augenblick durch den Kopf geht; über deren weitergehende Pläne und verborgene Absichten erfahren wir höchstens Andeutungen.

Ganz anders verhält es sich bei Dienstag: Da sie ihre Passagen in Ichform erzählt, bestimmt sie selbst, was sie uns mitteilen will und was nicht. Ein typisches Beispiel dafür ist die Szene ihrer Entjungferung, die so erzählt wird, als wäre Dienstag dabei geistesabwesend gewesen. War sie nun wirklich wie benommen und ferngesteuert, oder will sie uns aus ihre wahren Gefühle einfach nicht mitteilen?

Daher ist Dienstag die undurchsichtigste Figur des Romans: Handelt sie tatsächlich spontan, verantwortungslos und irrational, wie Maggie mutmaßt, oder verschweigt uns Dienstag nur ihre Motive? Und warum hält sie es bei der unerträglich dominanten Maggie aus? Hat sie eine sadistische Freude daran, Maggie zu provozieren, indem sie das Dummerchen spielt, oder fühlt sie sich so tatsächlich so unselbstständig, dass sie der Führung der selbstbewussten Freundin bedarf? Warum stürzt sie sich so leicht in Gefahren, dass man meinen möchte, sie

hätte eine Neigung zur Selbstverletzung?
Das Rätsel wird bis zum Ende nicht ganz
geklärt, was einen großen Teil der Faszina-
tion dieses einzigartigen Romans ausmacht
– der übrigens in einem furiosen Schluss
kulminiert.



Iny Lorentz

Die Perlenprinzessin 1: Rivalen

Knaur 52 605 (TB 524 S./€ 12,99)

München 2021

Genre: Historischer Roman

Erna Lüders drückte sich rasch in den Schatten eines Verkaufsstands, als sie das Paar Mina und Simon entdeckte. Es tat ihr im Herzen weh zu sehen, wie vertraut die beiden miteinander waren. Da half auch nicht der Gedanke, dass ein reicher Kaufmann wie Cornelius Thadde seine Tochter Mina niemals mit einem einfachen Steuermann verheiraten würde. Erna erinnerte sich nur allzu gut an die Überlegungen ihres Vaters bezüglich ihrer Zukunft mit Simon Simonsen und fragte sich, was diese jetzt noch wert waren. Andererseits war eine Heirat etwas, das mit Verstand bedacht werden musste. Übertriebene Leidenschaft stört da nur, sagte sie sich. Das dumpfe Stechen im Herzen wollte dennoch nicht weichen.

Nun blieben die beiden auch noch in ihrer Nähe stehen, und sie hörte Mina

Thadde fröhlich lachen. „Willst du tatsächlich noch das ganze Jahr bei dem alten Knüddelbock Lüders bleiben?“

„Ich bin sein Steuermann, und wenn er tatsächlich ein zweites Schiff kauft, kann ich sein altes als Kapitän übernehmen“, antwortete Simon.

Mina lachte noch heller. „Du bist ein sehr guter Seemann! Sogar mein Vater sagt das, und der lobt niemanden ohne Grund. Um ihn davon zu überzeugen, mich dir als Braut zu überlassen, musst du allerdings mehr sein als nur Steuermann eines so kleinen Handelsschiffs.“
(S. 7)

Hamburg im Jahr 1771. Der junge Simon Simonson arbeitet bei dem Schiffseigner Hanke Lüders als Steuermann und soll, wenn sich Lüders ein zweites Schiff anschafft, sogar zum Kapitän aufsteigen. Simons Mutter und Lüder haben, ohne dass es Simon weiß, vereinbart, dass Simon und Lüders' Tochter Erna heiraten sollen. Erna liebt Simon, muss aber mit ansehen, wie dieser mit Mina geht, der Tochter des reichen Kaufmanns Cornelius Thadde.

Natürlich ist es fraglich, ob Thadde seinem Tochter einem kleinen Steuermann geben wird, aber Simon ist zuversichtlich, bald zum Kapitän aufsteigen zu können. Doch Mina hat ihre Bedenken.

„Wenn ich nächstes Jahr Lüders' *Neuwerk* bekomme, kann ich mich Kapitän nennen“, wandte Simon ein.

„Aber nur, wenn du seine rothaarige Tochter heiratest!“ Mina klang ungehalten. Offenbar wollte sie, dass er endlich etwas tat, damit ihr Vater auf ihn aufmerksam wurde und ihn förderte.

„Heiraten? Die Erna? Wer hat dir denn diesen Unsinn ins Ohr geblasen?“, rief Simon, während die heimliche Lauscherin vor Scham am liebsten im Boden versunken wäre.

„So sagen es die Leute! Mich wundert, dass du nichts davon weißt“, antwortete Mina.

„Mir gegenüber hat Lüders nie etwas in dieser Art verlauten lassen. Außerdem würde ich Erna nicht heiraten, selbst wenn ihr Vater mir ein Schiff wie die *Schwan* dafür anbieten würde.“ (S. 8)

Simon bekundet laut, dass er nicht im Traum daran denkt, Erna zu heiraten, was diese entsetzt und beschämt mit anhören muss.

Allerdings hat auch ein anderer Steuer-
mann namens Jörg Mensing ein Auge auf
Mina geworfen, und Mina findet Mensing
durchaus attraktiv.

In den Augen Simon Simonsens war
Mina Thadde das schönste Mädchen der
Welt, und er konnte kaum glauben, dass
sie die Liebe, die er für sie empfand, er-
widerte. Es war daher ein Leichtes für
sie, ihn dazu zu bewegen, noch am sel-
ben Tag in seinem besten Rock und mit
blank geputzten Schuhen im Haus ihres
Vaters zu erscheinen und um eine Un-
terredung zu ersuchen.

Cornelius Thadde verdankte seinen
Reichtum in erster Linie jenen Männern,
die mit ihren Schiffen die Meere befuh-
ren und für ihn wertvolle Güter aus al-
ler Welt nach Hamburg schafften. Eine
Flotte kleinerer Schiffe besaß er selbst,
überdies war er an mehreren großen
Kauffahrteischiffen beteiligt. Daher

sprachen regelmäßig Steuerleute und Kapitäne bei ihm vor, in der Hoffnung, eine Stellung zu erhalten. Die meisten kamen vergebens, denn Thadde verfügte selbst über fähige und zuverlässige Leute. Manchen, bei denen es sich für sein Gefühl lohnen konnte, verschaffte er jedoch gerne den begehrten Posten. (S. 11f)

Simon kündigt bei Lüders zu dessen großem Verdruss und heuert bei Thadde an, ebenso wie Mensing. Beide Steuermänner dürfen sich bewähren, der Eine auf einer Fahrt nach Kuba, der Andere nach Batavia.

Nach der erfolgreichen Rückkehr halten Beide um die Hand von Mina an. Thadde schlägt einen Wettbewerb vor: Wer von Beiden von einer Handelsreise als Erster heimkommt oder die wertvollste Ladung mitbringt, soll die Hand seiner Tochter erhalten.

Mensing kommt als Erster zurück, allerdings nach einem selbstverschuldeten Schiffbruch, den er heimtückischerweise Simon in die Schuhe schiebt. Noch bevor Simon eintrifft und sich rechtfertigen kann,

gibt Thadde dem Verräter die Hand seiner Tochter und stellt zusätzlich Simon einen derart schlechten Leumund aus, dass dieser keine Stellung mehr findet. Allerdings durchschauen Thaddes Compagnons Mensings Tricks und nötigen infolge der Dummheit des Mehrheitseigners diesen, ihnen künftig einen größeren Anteil zuzubilligen.

Aber zu Simons Glück braucht Lüders dringend einen fähigen Steuermann und stellt ihn wieder ein. Und er bekommt sogar die tüchtige und liebevolle Erna als Ehefrau, zu der er nun echte Zuneigung empfindet. Ende des ersten Teils.

Rivalen besteht aus insgesamt zehn Teilen, die in kleineren und größeren Zeitsprüngen die Geschichte der verfeindeten Familien Simonsen und Mensing bis in Jahr 1825 weitererzählen.



Iny Lorentz

Die Perlenprinzessin 2: Kannibalen

Knaur 52 606 (TB 510 S./€ 12,99)

München 2021

Genre: Historischer Roman

Ruth Mensing stand an der Reling und hielt sich mit einer Hand daran fest, während ihr Blick über das Deck der HMS *Hesione* schweifte. Nicht weit von ihr unterhielt sich ihr Ehemann Hinrich mit dem Kapitän des Schiffes. Obwohl Gervase Smyth ihnen die Ehre erwiesen hatte, an seiner Tafel speisen zu dürfen, und sich auch sonst leutselig gab, wurde sie mit ihm nicht warm. Er war ein hagerer Mann mit faltigem Gesicht und durchdringenden hellen Augen, und ihr war bald klar geworden, dass sie es mit einem durch und durch unzufriedenen Menschen zu tun hatte. Zudem gingen ihr seine Ausfälle gegen seinen ersten Offizier James Hutton gegen den Strich, die dieser wohlgezogen über sich ergehen ließ. Für ihr Gefühl schien Smyth nur darauf zu lauern, dass Hutton ein-

mal die Geduld verlor und gegen ihn aufbeehrte. (S. 9)

Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fahren die Eheleute Ruth und Hinrich Mensing zu der Südsee-Insel Hiva Oa, wo Hinrich die eingeborenen Hanatea zum Christentum bekehren will. Bedauerlicherweise sind die Berichte über Kannibalismus auf den dortigen Inseln nicht nur Gerüchte.



Iny Lorentz

Die Perlenprinzessin 3: Missionare

Knaur 52 607 (TB 480 S./€ 12,99)

München 2022

Genre: Historischer Roman

Mildred Wiggles betrachtete ihren Gast mit zwiespältigen Gefühlen. Es war ein schweres Schicksal, in so jungen Jahren bereits Witwe geworden zu sein, dachte sie mitleidig. Doch dann rief sie sich in Erinnerung, wie Ruth Men-sing vor einer knappen Woche auf Tahiti erschienen war. Zwar hatte diese ihren Körper nicht unziemlich präsentiert. Aber in Bastmatten gehüllt und mit der sonnengebräunten Haut hätte man sie eher für eine Einheimische als für eine Europäerin halten können. Zwar trug die Witwe nun ein Kleid, das ihrer Trauer angemessen war, wirkte darin aber viel zu schön, als dass sie als Mutter einer mit weitaus weniger Reizen gesegneten Tochter es gutheißen könnte.

Eine schöne, junge Witwe mit Kind weckte in einem wohlerzogenen Herrn

unweigerlich den Wunsch, sie zu beschützen. Selbst ihr Ehemann war dagegen nicht gefeit, denn er hatte Ruth angeboten, so lange als ihr Gast auf Tahiti zu bleiben, wie sie es wünschte. Bei diesem Gedanken hätte Mildred Wiggles am liebsten ihrem Ärger laut Luft gemacht. Immerhin war es ihr gelungen, mit Hiram Perell einen kürzlich in Tahiti eingetroffenen jungen Missionar für ihre Tochter Heather zu interessieren. Aber seit diese rothaarige Ausländerin aufgetaucht war, hatte Hiram Perell keinen Blick mehr für Heather, sondern starrte Ruth Mensing an wie ein Mondkalb. (S. 11)

Nach Hinrich Mensings Tod ist es seiner Witwe Ruth gelungen, zusammen mit ihrem kleinen Sohn Jan die Insel Tahiti zu erreichen. Dort bewährt sie sich als Leiterin eines Handelspostens, hat allerdings mit Neidern und heimtückischen Schurken zu kämpfen.



Iny Lorentz

Die Perlenprinzessin 4: Lucky Jim

Knaur 52 608 (TB 510 S./€ 12,99)

München 2023

Genre: Historischer Roman

Amüsiert ließ Ruth Mensing den Blick über die Teerunde schweifen, die sie um sich versammelt hatte. Die englischen Damen aus der Missionssiedlung wären schockiert gewesen, hätten sie ihre jetzigen Gäste sehen können. Zu ihrer Rechten saß Lu An, die weit über siebzig Jahre alt war und klein und verhutzelt wirkte. Trotz ihres hohen Alters erschien sie lebendiger, als es die englischen Damen je sein würden. Außerdem beherrschte sie ihre Sippe mit eisernem Griff. Selbst Lu Po, der älteste Sohn ihres ältesten Sohnes und offiziell das Oberhaupt der Lu-Sippe auf Tahiti, wagte es nicht, sich dem Willen der Matriarchin zu widersetzen. (S. 13)

Ruth Mensing ist es trotz aller Anfeindungen gelungen, auf Tahiti ein erfolgreiches Handelsimperium aufzubauen. Aber in der

Heimat trachtet ihr ruchloser Schwager Mathias Mensing danach, Ruths komplette Familie zu vernichten, ja, er streckt sogar seine Hände nach Ruth und ihren Sohn Jan aus.



Iny Lorentz

Die Perlenprinzessin 5: Schwarze Tränen

Knaur 52 609 (TB 526 S./€ 12,99)

München 2023

Genre: Historischer Roman

Mathias Mensing kämpfte mit dem Gefühl, das Schicksal hätte sich gegen ihn verschworen. Seit einigen Wochen bedrängte ihn die Kommission der Greise, wie er Dolf Sölter und dessen Kollegen insgeheim nannte, mit einer Forderung nach der anderen. Sie wollten von ihm wissen, wo sich Frieda Simonsen befand, wo deren Zwillinge sich aufhielten und was er über Jeremias Simonsens Reise in die Karibik wusste.

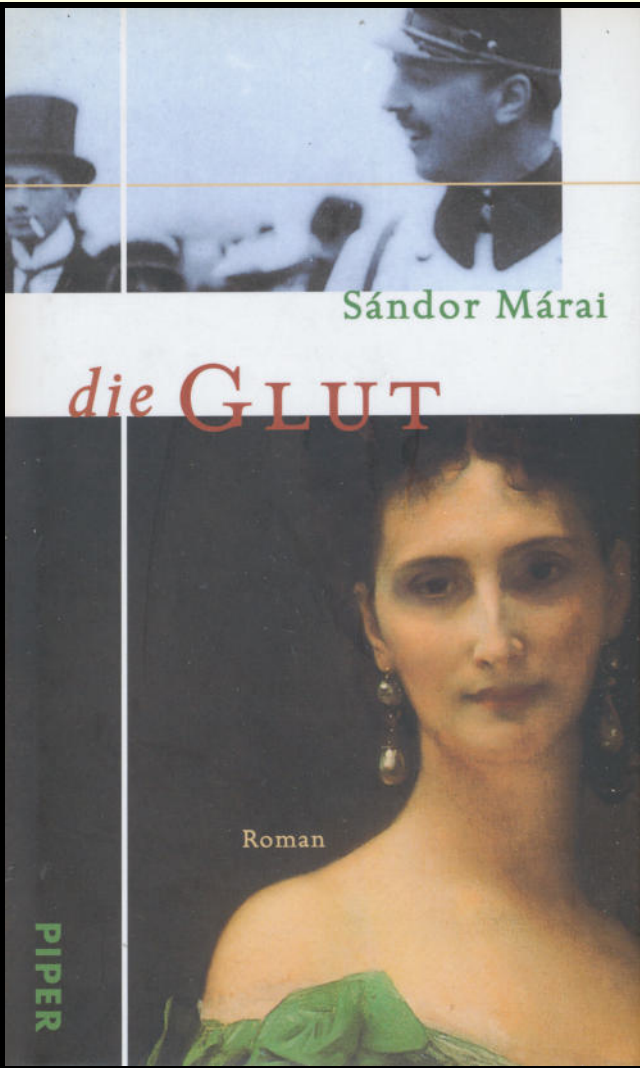
Gerade hatte ihm der Arzt, dem er Frieda überantwortet hatte, berichtet, dass Frieda Simonsen laut dem Verwalter des Narrenhauses kurz nach ihrer Einlieferung einer Krankheit erlegen sei. Diese Tatsache stellte ihn durchaus zufrieden, doch würde er die Mitglieder der Kommission davon in Kenntnis setzen, stände ihm noch größerer Ärger ins Haus. Wenn diese Tattergreise nach-

forschten, würden sie bald herausfinden, dass er die Simonsen-Witwe nicht an einen Ort hatte bringen lassen, an dem sie gut behandelt und gepflegt wurde, sondern in eines der übelsten Narrenhäuser, das zwischen dem Meer und den Alpen zu finden war. (S. 17)

Mathias Mensing führt in Hamburg seinen Feldzug gegen Ruth Mensings Familie und die Simonsens mit aller Kraft weiter. Ruth sieht sich gezwungen, zusammen mit ihrem zweiten Ehemann James Hutton nach Hamburg zu reisen, um zu retten, was noch zu retten ist.

Am Ende geht doch noch alles gut aus, das sei schon einmal verraten.

Die Perlenprinzessin ist eine überaus farbenprächtige und abenteuerliche Serie, in der, wie man es von Iny Lorentz kennt, arg bedrängte ehrliche Menschen sich gegen unglaublich heimtückische Schurken zu wehren haben und, nachdem sie fast zu unterliegen scheinen, am Ende doch noch siegen.



***Márai, Sándor: Glut**

**Sándor Márai [márai Grosschmid Sándor
Károly Henrik, 1900–1989]**

Die Glut

(A gyertyák csonkig égnek, 1942)

Piper (HC 224 S./DM 36,00)

München 2000, 11. Auflage

**Aus dem Ungarischen von Christina
Viragh**

Genre: Drama

An der Wand hing ein Kalender mit faustgroßen Datumsziffern. Vierzehnter August. Der General blickte zur Decke und rechnete. Vierzehnter August. Zweiter Juli. Er rechnete aus, wie viel Zeit seit einem lang verflommenen Tag und dem heutigen vergangen war. Ein- undvierzig Jahre, sagte er schließlich halblaut. In letzter Zeit sprach er laut, auch wenn er allein im Zimmer war. Vierzig Jahre, sagte er dann verwirrt. Einem Schüler gleich, der über einer schwierigen Lektion durcheinandergerät, errötete er, legte den Kopf in den Nacken und schloss die tränenden Au-

gen. Sein Hals über dem maisgelben Jackenkragen schwoll rot an. Zweiter Juli achtzehnhundertneunundneunzig, da war die Jagd, murmelte er und verstummte. Wie ein büffelnder Student stützte er die Ellenbogen auf das Pult und starrte wieder sorgenvoll auf den Brief, auf diese paar handgeschriebenen Zeilen. Einundvierzig, wiederholte er heiser. Und dreiundvierzig Tage. Ja, ganz genau. (S. 7f)

Der Inhaber eines Schlosses am Fuße der Karpaten ist adeliger Herkunft wird durchgehend als „der General“ bezeichnet; später erfahren wir, dass er mit Vornamen Henrik heißt.

Er wurde im Jahr 1865 geboren und zusammen mit einem anderen Jungen kleinbürgerlicher Herkunft namens Konrád erzogen. Der General heiratete in den 1890er Jahren eine Frau namens Krisztina, die 1907 im Alter von nur dreißig Jahren starb. Im Jahr 1899 kam es zu einem Vorfall, aufgrund dessen Konrád das Land ohne Abschied verließ. Seither lebt der General völlig zurückgezogen, betreut nur von weni-

gen Bediensteten und seiner alten Amme, die gegenwärtig im zweiundneunzigsten Lebensjahr steht.

Jetzt, im Jahr 1940, ist der General fünfundsiebzig Jahre alt geworden und rechnet mit seinem baldigen Ableben. Da er erhält er überraschend einen Brief von Konrád, des Inhalts, dass sein früherer Freund ihn in Kürze besuchen wolle.

Die Amme sagte: „Willst du, dass es so ist wie früher?“

„Ja“, sagte der General. „Genau so. Wie beim letzten Mal.“

„Gut“, sagte sie kurz.

Sie ging zu ihm, beugte sich hinunter und küsste seine beringte Greisenhand mit den Leberflecken und den dicken Adern.

„Versprich mir, dass du dich nicht aufregst“, sagte sie.

„Ich verspreche es“, sagte der General leise und gehorsam. (S. 17)

Der Flügel des Schlosses, in dem der General und seine Frau lebten, ist seit ihrem Tod nicht mehr benutzt worden. Aber nun

wünscht er, dass der dortige Salon gerade so hergerichtet wird, wie er an dem letzten Abend, den Konrád noch in Ungarn verbrachte, aussah.

Der General hängt Erinnerungen nach, an seinen Vater, der ein ungarischer Gardeoffizier war, an seine Mutter, die aus Paris stammte, und an seine Zeit zusammen mit Konrád in der Kadettenanstalt.

Vom ersten Augenblick an lebten sie zusammen wie eineiige Zwillinge im Mutterleib. Dafür brauchten sie nicht, wie das sonst unter Gleichaltrigen Sitte ist, „Freundschaft zu schließen“, mit lächerlichen, feierlichen Ritualen, mit wichtig-tuerischer Leidenschaftlichkeit, wie Menschen es tun, wenn sich in ihnen zum ersten Mal in unbewusster und entstellter Form das Bedürfnis regt, einen anderen Menschen mit Körper und Seele der Welt wegzunehmen, ihn sich ganz zu eigen zu machen. Denn das ist es, was Liebe und Freundschaft wollen. Ihre Freundschaft war so ernst und so wortlos wie alle großen Gefühle, die für ein Leben gelten. Und wie alle gro-

ßen Gefühle enthielt auch dieses Scham und Schuldbewusstsein. Man nimmt einen Menschen den anderen nicht ungestraft weg. (S. 37)

Henrik und Konrád waren trotz ihrer sehr unterschiedlichen sozialen Herkunft unzertrennbar wie Zwillinge.

Nichts ist so zart wie eine solche Beziehung. Alles, was das Leben später gibt, feine oder rohe Sehnsüchte, starke Gefühle, die endgültigen Bindungen der Leidenschaft, alles ist gröber, unmenschlicher. Konrád war ernst und taktvoll wie jeder wirkliche Mann, und sei er zehnjährig. Als die Jungen größer und wacher wurden und mit trauriger Großspurigkeit die Geheimnisse der Erwachsenen zu lüften suchten, da nahm Konrád seinem Freund den Schwur ab, dass sie keusch bleiben würden. Dieses Gelübde hielten sie lange Zeit ein. Leicht war es nicht. Alle zwei Wochen gingen sie zur Beichte und erstellten die Sündenliste gemeinsam. Die Begierden machten sich im

Blut und in den Nerven bemerkbar, die Jungen waren blass, hatten beim Wechsel der Jahreszeiten Schwindelgefühle. Aber sie blieben keusch, als sei ihnen die Freundschaft, deren Zaubermantel über ihrem jungen Leben lag, ein Ersatz für alles, was die anderen, die Neugierigen und Unruhigen, schaudervoll quälte und auf die dunkleren unteren Regionen des Lebens zutrieb. (S. 42f)

Man konnte die Beziehung zwischen den Jungen Liebe nennen, auch wenn keine sexuellen Gefühle mit im Spiel waren. Aber ihre Verbindung war so eng, dass sie auch als Jugendliche sich keiner Frau zuwandten.

Konráds Eltern besaßen ursprünglich ein kleines Gut. Aber der Aufwand für die kostspielige Ausbildung ihres Sohnes war so groß, dass sie nach und nach ihre ganze Habe verkaufen und sich das Geld für Konrád buchstäblich vom Mund absparen mussten.

Konrád beschreibt die Opferbereitschaft der Eltern wie folgt.

„[...] Wenn ich bei euch zu Hause dem Diener ein Trinkgeld gebe, verbrauche ich etwas von ihrem Leben. Es ist sehr schwer, so zu leben“, sagte er und wurde rot.

„Warum?“, fragte der andere leise. „Meinst du nicht, dass für sie das alles sehr gut ist?“

„Für sie vielleicht schon.“ Der Junge verstummte. Bis dahin hatte er nie von alledem gesprochen. Jetzt sagte er es, stockend und ohne dem anderen in die Augen zu blicken. „Aber für mich ist es sehr schwer, so zu leben. Es ist, als ob ich mir nicht selbst gehörte. Wenn ich krank bin, erschrecke ich, denn es ist, als würde ich fremdes Gut vergeuden, etwas, das nicht ganz mir gehört: meine Gesundheit. [...]“ (S. 47)

Der sensible und nicht sehr robuste Konrád erklärt, dass er stets auf seine Gesundheit achten müsse, damit das Opfer seiner Eltern nicht vergeblich sei. Das ist gerade für einen Soldaten allerdings sehr schwer zu bewerkstelligen, insbesondere im Kriegsfall.

In der Gegenwart erwähnt der General erstmals, dass er verheiratet war und seine Frau Krisztina hieß. Obwohl der Salon exakt so hergerichtet werden soll, wie er 1899 war, wünscht der General doch nicht, dass das Bild seiner Frau, das seinerzeit entfernt wurde, wieder aufgehängt wird. Offenbar gab es damals einen Vorfall, den der General nicht ansprechen will und der doch sein Gemüt bis heute vollständig gefangen hält. Im Leser nährt sich der Verdacht, Konrád und Krisztina hätten Henrik betrogen.

Nun ist der Gast angekommen und wird im Salon empfangen.

Sie traten vor den Kamin, und im kalten Schein der Wandleuchter unterzogen sie einander blinzeln einer aufmerksamen und fachgerechten Prüfung.

Konrád war ein paar Monate älter als der General; er hatte im Frühling sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendet. Die beiden Alten betrachteten einander mit dem Sachverständnis, wie es nur alte Menschen für die körperlichen Phänomene aufbringen: mit großer Aufmerksamkeit, auf das Wesentliche

konzentriert, die letzten Anzeichen von Lebenskraft, die schwachen Spuren der Lebensfreude im Gesicht, in der Haltung des anderen suchend. (S. 77)

Beide sind stark gealtert. Wir erfahren, dass Konrád nach seiner Flucht aus Ungarn sich in den Tropen niederließ, wo das Klima sehr gesundheitsgefährdend ist. Doch er hat mit Zähigkeit und Glück überlebt und verbringt jetzt seinen Lebensabend in London.

„Meine Heimat“, sagt der Gast, „hat aufgehört zu existieren. Meine Heimat war Polen und Wien, dieses Haus und die Kaserne in der Stadt, Galizien und Chopin. Was ist von alledem geblieben? Das geheimnisvolle Bindemittel, welches das Ganze zusammenhielt, wirkt nicht mehr. Alles ist in seine Bestandteile zerfallen. Meine Heimat war ein Gefühl. Dieses Gefühl ist verletzt worden. Da muß man weggehen. In die Tropen oder noch weiter.“ (S. 93f)

Der Zusammenbruch des Habsburger Reiches war eine unglaubliche Zäsur. Man war

für die Ehre und die Treue zum Kaiser in den Krieg gezogen, Viele waren gestorben, aber nach der Rückkehr gab es keinen Kaiser mehr und keine Ehre – jegliches Opfer war vergebens. Der Schock nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war lange nicht so groß, denn erstens war man nach all den Schrecken dankbar, dass man überhaupt überlebt hatte und dass der Krieg zu Ende war; und zweitens dauerte das Dritte Reich ja gerade mal zwölf Jahre, während das Haus Habsburg fast tausend Jahre herrschte.

„Das, worauf wir geschworen haben, gibt es nicht mehr“, sagt der Gast sehr ernst und hebt seinerseits das Glas. „Alle sind gestorben, sind weggegangen, haben aufgegeben, worauf wir geschworen haben. Es gab eine Welt, für die zu leben und zu sterben es sich lohnte. Diese Welt ist tot. Die neue geht mich nichts an. Das ist alles, was ich sagen kann.“

„Für mich lebt diese Welt noch, auch wenn sie in Wirklichkeit nicht mehr existiert. Sie lebt, weil ich auf sie ge-

schworen habe. Das ist alles, was ich sagen kann.“

„Ja, du bist Soldat geblieben“, erwidert der Gast. (S. 94)

Konrád hat bei seiner Abreise aus Ungarn den Abschied vom Militär genommen, während Henrik Karriere gemacht hat, zum General aufgestiegen ist und immer noch in den alten Kategorien von Ehre und Treue denkt.

Der General will eigentlich den Gast fragen, was zu den Ereignissen des Jahres 1899 geführt hat. Tatsächlich hält der General aber einen nicht enden wollenden Monolog, in dem er seine Sicht über Konráds Flucht, über die Beschaffenheit von Freundschaft und Liebe und über Gott und die Welt darlegt. Insbesondere kommt er zu dem überraschenden Schluss, das ihn Konrád von Anfang an gehasst haben müsse.

Schließlich kommt der General auf die Jagd des Jahres 1899 zu sprechen. Er selbst war ein großer Jäger vor dem Herrn, aber Konrád, der wie Krisztina ganz der Musik zugeneigt war, nahm nur teil, um seinem Freund zu gefallen.

„[...] Und da geschah etwas, das ich vor einem Gericht nie beweisen könnte, dir aber kann ich es sagen, weil du die Wahrheit sowieso weißt. Was geschah? ... Eigentlich nur, dass ich deine Bewegungen spürte, sie in jener Sekunde deutlicher spürte, als wenn ich sie gesehen hätte. Du standest in geringer Entfernung schräg hinter mir. Ich spürte, wie du dein Gewehr hebst, an die Schulter legst und zielst. Ich spürte, wie du ein Auge zudrückst und wie der Gewehrlauf jetzt langsam abdreht. Mein Kopf und der Kopf des Hirsches waren genau auf der gleichen Linie und auf der gleichen Höhe vor dir, es mögen zehn Zentimeter zwischen den beiden Zielpunkten gewesen sein. Ich spürte, dass deine Hand zitterte. Und ich wusste genau, so genau, wie nur der Jäger eine Situation im Wald beurteilen kann, dass du aus diesem Stand nicht auf den Hirsch zielen konntest: [...] (S. 146f)

Konrád zielt auf einen kapitalen Hirsch, aber Henriks Kopf ist genau in der Schussbahn. Henrik könnte seinen Kopf seitwärts

bewegen, tut es aber nicht. Konrád zögert eine kurze Weile, dann setzt er die Büchse ab.

Die Beiden setzten die Jagd nicht fort, sondern kehren ins Schloss zurück. Dort findet Henrik seine Frau im Salon vor.

Sie las und hörte mich nicht. Vielleicht schluckten die Teppiche das Geräusch meiner Schritte, vielleicht war sie zu sehr in die Lektüre vertieft – sie las ein englisches Buch, eine Reisebeschreibung über die Tropen –, jedenfalls bemerkte sie mein Kommen erst in dem Moment, als ich schon vor ihr stand. Da blickte sie auf – erinnerst du dich an ihre Augen? sie hatte eine Art aufzublicken, dass es gleichsam Tag wurde, helllicher Tag –, und vielleicht lag es am Kerzenlicht, dass ich über ihre Blässe erschrak. (S. 152f)

Krisztina liest ein Buch über die Tropen, als Henrik eintritt und ihr mit seinem Anblick einen Schrecken versetzt. Als sie ins Bett geht, will er in ihrem Tagebuch, das er zu-

vor noch nie geöffnet hat, lesen, findet es aber nicht an der gewohnten Stelle.

Am nächsten Morgen ist Konrád verschwunden.

Der General erzählt, wie sehr Krisztina enttäuscht über diese Flucht war.

„[...] ‚Er ist geflohen‘, sagt sie dann und erwartet keine Antwort; sie sagt es zu sich selbst, es ist eine Aussage, eine Feststellung. ‚Der Feigling‘, fügt sie noch leise und ruhig hinzu.“ (S. 169)

Henrik und Krisztina suchen Konráds Wohnung auf, deren Auflösung gerade vorbereitet wird. Der General erzählt.

„[...] Ich weiß, dass Krisztina auch früher schon dagewesen ist, nicht nur einmal, sondern viele Male.“

Er lehnt sich zurück, lässt die Arme mit einer müden Bewegung sinken.

„Jetzt hat es keinen Wert mehr, irgendetwas zu fragen“, sagt er. „Was man noch wissen muß, kann ein fremder Mensch nicht verraten. Man müsste wissen, warum das alles geschehen ist.“

Und wo die Grenze zwischen zwei Menschen ist. Die Grenze des Verrats. Das müsste man wissen. Und dann noch, wo in alledem meine Schuld liegt ...“

Das fragt er ganz leise, mit ungewisser Stimme. Man hört den Wörtern an, dass er sie zum ersten Mal laut ausspricht, nachdem er sie einundvierzig Jahre lang in seiner Seele herumgetragen und bis jetzt noch keine Antwort gefunden hat. (S. 173)

Der General ist überzeugt, dass Konrád und Krisztina ein lange dauerndes Verhältnis hatten, was er unter anderem damit begründet, dass Konrád und Krisztina sich schon von Kindheit an kannten. Außerdem ist er sich sicher, dass Konrád ihn bei der Jagd erschießen wollte, aber im letzten Augenblick die Nerven verlor. Er glaubt, dass Krisztina ziemlich sicher in den Plan eingeweiht war, da sie bei Henriks Rückkehr von der Jagd sichtbar verängstigt war und nicht nur aus Zufall ein Buch über die Tropen las, in die Konrád anschließend reiste, notgedrungen alleine.

Von da an leben die beiden Eheleute getrennt und sehen sich kein einziges Mal mehr. Auf dem Totenbett bittet Krisztina darum, Henrik möchte sie zum Abschied noch einmal besuchen, aber er verweigert das.

All das erzählt der General seinem Gast, was er als eine Art Rache für den Verrat der Freundschaft auffasst, wobei er irrigerweise einwirft, er hätte den Gast zu sich bestellt.

Zwei Fragen hat der General an den Gast. In der ersten geht es darum, ob Krisztina in den Mordplan eingeweiht war.

„[...] Wusste Krisztina, dass du mich damals, an jenem Morgen auf der Jagd, töten wolltest?“

Er fragt es sachlich und leise, aber mit einer gespannten Neugier in der Stimme, wie Kinder sie haben, wenn sie von den Erwachsenen die Geheimnisse der Sterne und der fernen Welten zu erfahren hoffen. (S. 214)

Der General könnte die Antwort auch dem Tagebuch seiner Frau entnehmen, das er nach ihrem Tod gefunden, aber seither

nicht geöffnet hat. Doch er wirft es ungelesen ins Feuer und fordert die Antwort von dem Gast.

Mit einer langsamen Bewegung wirft er das schmale Buch in die Glut. Sie beginnt dunkel zu glühen, nimmt das Opfer entgegen, saugt das Material des Buchs langsam und rauchend ein, kleine Flammen flackern aus der Asche auf. Sie schauen reglos zu, wie das Feuer aufleuchtet, lebendig wird, gleichsam erfreut über die unerwartete Beute, wie es zu hecheln und zu flimmern beginnt, die Flamme schießt hoch hinauf, der Siegelack ist schon geschmolzen, der gelbe Samt brennt mit bitterem Rauch, die elfenbeingelben Seiten werden von unsichtbarer Hand geblättert, plötzlich scheint zwischen den Flammen Krisztiņas Handschrift auf, die spitzen Buchstaben, die eine zu Staub zerfallene Hand einst zu Papier gebracht hat, jetzt werden Buchstaben, das Papier, das Buch zu Asche, der Hand gleich, die einst geschrieben hat. Nur noch

schwarze Asche inmitten der Glut, seidig wie Trauerflor aus Moiré.

Darauf schauen sie aufmerksam und wortlos, auf diese schwarzseidene Asche.

„Jetzt“, sagt der General, „kannst du meine Frage beantworten. Es gibt keinen Zeugen mehr, der gegen dich aussagen könnte. Wusste Krisztina, dass du mich damals am Morgen im Wald töten wolltest? Antwortest du? ...“

„Jetzt antworte ich auch auf diese Frage nicht mehr“, sagt Konrád.

„Gut“, sagt der General dumpf und irgendwie gleichgültig. (S. 210f)

In der zweiten Frage des Generals geht es um den Sinn des Lebens.

„Die zweite Frage?“ wiederholt er flüsternd. „Aber du hast ja schon die erste nicht beantwortet ... Schau“, sagt er ganz leise, „Krisztinas Vater hat mir vorgeworfen, dass ich überlebt habe. Überhaupt alles überlebt, das meinte er. Denn man antwortet nicht nur mit seinem Tod. Der ist eine gute Antwort.“

Man antwortet auch damit, dass man überlebt. Wir beide haben diese Frau überlebt“, sagt er vertraulich. „Du, indem du weggegangen bist, ich, indem ich dageblieben bin. Wir haben überlebt, feige oder blind, beleidigt oder klug, jedenfalls haben wir überlebt. Und meinst du nicht, dass wir dafür Gründe hatten? Meinst du nicht, dass wir ihr auch über das Grab hinaus eine Verantwortung schuldig sind, ihr, die doch mehr, doch menschlicher war als wir beide – mehr, weil sie gestorben ist und uns beiden also geantwortet hat, während wir am Leben geblieben sind, und das lässt sich nicht beschönigen. Das sind Tatsachen. Wer jemanden überlebt, ist immer ein Verräter. Wir hatten das Gefühl, wir müssten am Leben bleiben, und das lässt sich nicht beschönigen, denn sie ist darüber gestorben. Darüber, dass du weggegangen bist, darüber, dass ich dageblieben, aber nie auf sie zugegangen bin, darüber, dass wir zwei Männer, zu denen sie gehörte, niederträchtiger, stolzer, feiger, hochmütiger und schweigsamer waren, als es eine

Frau ertragen kann; wir sind vor ihr geflohen und haben sie mit unserem Weiterleben verraten. Das ist die Wahrheit. Das sollst du wissen, in London, in deiner letzten, einsamen Stunde, wenn alles zu Ende ist. Ich in diesem Haus werde es auch wissen: Ich weiß es schon jetzt. Jemanden überleben, den man so liebte, dass man um seinetwillen auch hätte töten können, jemanden überleben, der einem auf Tod und Leben nahestand, das ist eine der heimlichen, nicht festzumachenden Straftaten des Lebens. (S. 214f)

Der General führt weiter aus, dass es in der zweiten Frage darum geht, ob der Sinn des Lebens in einer Leidenschaft zu einer Person besteht, die alle Widrigkeiten überdauert.

„[...] Das ist die zweite Frage: ob der wahre Inhalt unseres Lebens nicht ebendiese qualvolle Sehnsucht nach einer toten Frau war. Eine schwere Frage, ich weiß. Ich kann sie nicht beantworten. Ich habe alles erlebt, alles gesehen, aber diese Frage kann ich nicht beant-

worten. Ich habe den Frieden gesehen, ich habe den Krieg gesehen, ich habe Glanz und Elend gesehen, ich habe gesehen, wie du feige warst und ich hochmütig, ich habe Kampf und Versöhnung gesehen. Doch im Grunde unseres Daseins lag vielleicht der Sinn aller unserer Handlungen in der Bindung, die uns an jemanden fesselte – Bindung oder Leidenschaft, nenn es, wie du willst. Ist das die Frage? Ja, das ist sie. Ich möchte, dass du mir sagst“, er spricht so leise, als fürchte er, hinter ihm höre jemand mit, „wie du hierüber denkst. Glaubst auch du, dass der Sinn des Lebens einzig in der Leidenschaft besteht, die eines Tages in unsere Herzen, Seelen und Körper fährt und dann auf ewig brennt? Was immer zwischendurch geschehen mag? Und wenn wir das erlebt haben, haben wir dann vielleicht doch nicht umsonst gelebt? Ist die Leidenschaft so tief, so grausam, so großartig, so unmenschlich? ... Und gilt sie vielleicht gar nicht einer Person, sondern nur der Sehnsucht? ... Das ist die Frage. Oder gilt sie vielleicht doch

einer Person, immer und ewig nur jener einen, geheimnisvollen Person, die gut oder schlecht sein mag, wobei die Intensität der Leidenschaft, die uns an sie bindet, nicht von ihren Eigenschaften und Handlungen abhängt? Antworte, wenn du kannst“, sagt er lauter, fordernd.

„Warum fragst du mich?“, sagt der andere ruhig. „Du weißt genau, dass es so ist.“ (S. 216f)

Der Gast bejaht die Frage. Danach verabschiedet er sich, und Beide reichen sich wortlos die Hand zum letzten, ewigen Abschied.

Der General ist wieder allein mit seiner Amme.

Der General geht zu seinem Zimmer. Am Ende des Gangs erwartet ihn die Amme.

„Bist du jetzt ruhiger?“, fragt sie.

„Ja“, sagt der General.

Sie gehen zusammen auf das Zimmer zu. Die Amme mit flinken kleinen Schritten, als sei sie gerade aufgestan-

den und eile ans frühmorgendliche Werk. Der General bewegt sich langsam, auf seinen Stock gestützt. Sie gehen durch die Gemäldegalerie. Vor dem leeren Fleck, der den Platz von Krisztiņas Porträt anzeigt, bleibt der General stehen.

„Jetzt kannst du“, sagt er, „das Bild wieder zurückhängen.“

„Ja“, sagt die Amme.

„Es hat keine Bedeutung“, sagt der General.

„Ich weiß.“

„Gute Nacht, Nini.“

„Gute Nacht.“

Die Amme reckt sich in die Höhe und macht mit ihrer kleinen Hand, an deren Knochen die Haut gelb und faltig klebt, das Kreuzzeichen auf die Stirn des Greises. Sie geben sich einen Kuss. Es ist ein ungeschickter, kurzer, merkwürdiger Kuss: Wenn ihn jemand sähe, müsste er lächeln. Aber wie jeder Kuss ist auch dieser eine Antwort, eine unbeholfene, zärtliche Antwort auf eine Frage, die nicht in Worte zu fassen ist. (S. 218f)

Ende.

Eine Seele hat der General noch, die ihn tröstet, nämlich seine gute alte Amme. Ansonsten bleibt ihm nur das Warten auf den Tod.

Die Glut ist ein außerordentlich faszinierender Roman, erzählt in einer klaren, sachlichen Sprache. Leider trüben die überlangen Ausführungen des Generals im Mittelteil über Gott und die Welt den Gesamteindruck ein wenig: Entweder wollte Sándor Márai auf diese Weise den Charakter des Generals näher beleuchten, ist aber über das Ziel hinausgeschossen; oder Márai wollte sich selbst Dinge von der Seele schreiben, die ihn schon lange beschäftigt haben.

Der Roman gibt auf die wichtigsten Fragen, die in ihm gestellt werden, keine klaren Antworten: Wollte Konrád tatsächlich seinen Freund erschießen? Hatte er wirklich ein Verhältnis mit Krisztina? War die Frau in den Mordplan mit eingeweiht? Was stand in dem Tagebuch? Warum weigert sich der Gast, dem General Aufklärung zu geben? Warum besucht der Gast den General, wenn er ihm die Aussprache verweigert? Mit welchen Gefühlen trennen sich

die Beiden? Hat der General den Sinn des Besuchs begriffen? Gerade diese Unbestimmtheit macht aber einen großen Teil der Faszination von *Die Glut* – der Originaltitel lautet sinngemäß „Die Kerzen brennen bis zum Stumpf“ – aus, denn billige, endgültige Antworten würden den Reiz der Erzählung nur mindern.

Die wichtigste Frage aber lautet: Was ist, wenn sich Henrik irrt? Dass er seinem Gast gegenüber angibt, er hätte ihn zu sich bestellt, obwohl er eigentlich weiß, dass sich der Gast unerwartet angemeldet hat, zeigt, dass es um das Erinnerungsvermögen und die Urteilskraft des Generals nicht immer zum Besten bestellt ist.

Erinnern wir uns an die fatalen Ereignisse: Konrád zielt bei der Jagd auf einen kapitalen Hirsch, der den Höhepunkt der Jagd darstellen würde. Doch Henrik steht im Weg und geht nicht zur Seite, obwohl er weiß, dass er den Schuss damit unmöglich macht. Er glaubt im Gesicht von Konrád ein Schuldbewusstsein zu erkennen und schließt daraus, dass dieser ihn ermorden wollte. Doch wahrscheinlicher ist, dass umgekehrt Konrád verstört ist über Henriks

seltsames Verhalten und dessen sicherlich entsetzten oder wütenden Gesichtsausdruck. Der sensible Konrad begreift sogleich, wessen ihn sein Freund verdächtigt; vielleicht ist Konrád sogar für einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf geschossen, dass die Situation Schütze-Hirsch-Opfer typisch für einen Jagdunfall wäre. Rechtfertigen kann Konrád sich nicht, denn dann gälte er neben einem Mörder auch noch als ein Lügner, was angesichts des übergroßen Vertrauens, das Henrik in seine Beobachtungsgabe hegt, die logische Folge wäre. Dass Kriszina erschrocken aufblickt, als ihr hochgradig erregter Gatte den Salon betritt, ist selbstverständlich und stellt kein Anzeichen für ein Schuldbewusstsein dar. Und dass sich Krisztina in Konráds Wohnung wie zu Hause fühle, scheint nur dem sich zunehmend in seinem Wahn verfangenden Gatten so. Wobei allerdings nicht auszuschließen ist, dass Krisztina über die gemeinsame Liebe zur Musik eine besondere Zuneigung für Konrád empfindet, die sie sich nicht wirklich eingesteht.

Den Verrat an der Freundschaft begeht nach dieser Interpretation also nicht Konrád, sondern Henrik, der wie aus heiterem Himmel die absurdesten Vorwürfe gegen den Treuesten seiner Freunde konstruiert. Dass diesem seelisch so schwer Verletzten nichts Anderes bleibt, als das Weite zu suchen, ist selbstverständlich. Eine weitere Leidtragende ist Krisztina, die bis zu ihrem Tod das Leben einer Gefangenen führen muss, was aber den General offenbar nicht sonderlich beschäftigt oder gar belastet.

In seinem Geist verneint der General jede Schuld, aber sein Unterbewusstsein scheint doch Zweifel an der Mordtheorie zu haben, denn sonst würde der General nicht das Tagebuch ungelesen ins Feuer werfen – zu groß ist die Gefahr, dass es die Unschuld von Frau und Freund enthüllen und damit den General als Monster entlarven würde. Auch der Gast hat zu viel Mitleid mit dem General, als dass er ihm seine lebenslange Illusion, der einzige Treue in dem Dreierbund zu sein, rauben möchte.

Am Ende bekennt der General aber dennoch, dass er sein ganzes Leben dem Andenken an die Freundschaft zu seinem Gast

gewidmet hat – nicht zu Krisztina, wie man fälschlicherweise aus dem Text schließen könnte. Die Beiden verabschieden sich stumm und distanziert, aber freundschaftlich, so, als habe die nicht stattgefundene Aufklärung von Seiten des Gastes die Atmosphäre letzten Edes doch bereinigt. Vielleicht hat es dem General auch geholfen, sich endlich vor einem verständnisvollen, wenn auch schweigsamen Zuhörer die Nöte aus Jahrzehnten von der Seele reden zu können. Vielleicht hat er auch begriffen, was Konrád wirklich für ihn empfunden hat, vielleicht auch, wie sehr er sich geirrt hat, denn er scheint sich jetzt mit allen Schicksalsschlägen seines Lebens abgefunden zu haben. Indem der General dem Gast seine Seele öffnet, erklärt er ihm nicht nur seine damalige Geisteshaltung, sondern bittet ihn auch indirekt um Vergebung, die ihm der Gast gewährt, indem er seinerseits keinen Kommentar abgibt. Die Tatsache, dass der General so viel erklärt und der Gast nichts, deutet darauf hin, dass der General viel zu rechtfertigen hat, der Gast dagegen nichts. Dass der Gast vollkommen versteht, welche Empfindungen der General

hat, ist eindeutig; inwieweit aber der General einen Einblick in die Seele des Gastes hat, bleibt unklar, aber es ist anzunehmen, dass er den Gast nun sehr viel besser versteht als früher.

Es hat den Anschein, als ginge die Liebe, die Konrád für Henrik empfindet, über das gesellschaftlich Akzeptierte hinaus, was aber Konrád um jeden Preis verbergen muss, um seinen Freund nicht vor den Kopf zu stoßen und damit zu verlieren; das ist auch mit ein Grund, weshalb Konrád nicht vehement abstreiten kann, ein Verhältnis mit Krisztina gehabt zu haben, weil er damit seine wahren Gefühle für Henrik offenbaren würde.

Konrád bleibt folglich nur seines Freundes wegen beim Militär, und er führt ihm sogar seine Kindheitsspielgefährtin Krisztina zu, die er in dem Kampf um Henriks Liebe als ungefährliche Nebenbuhlerin betrachtet. In dem Moment, da die Freundschaft zerbricht, hält Konrád nichts mehr in Ungarn: Bei Henrik kann er nicht bleiben; Krisztina bedeutet ihm nichts; und dass er das ungeliebte Militär verlassen kann, ist für ihn sogar eine Erleichterung.

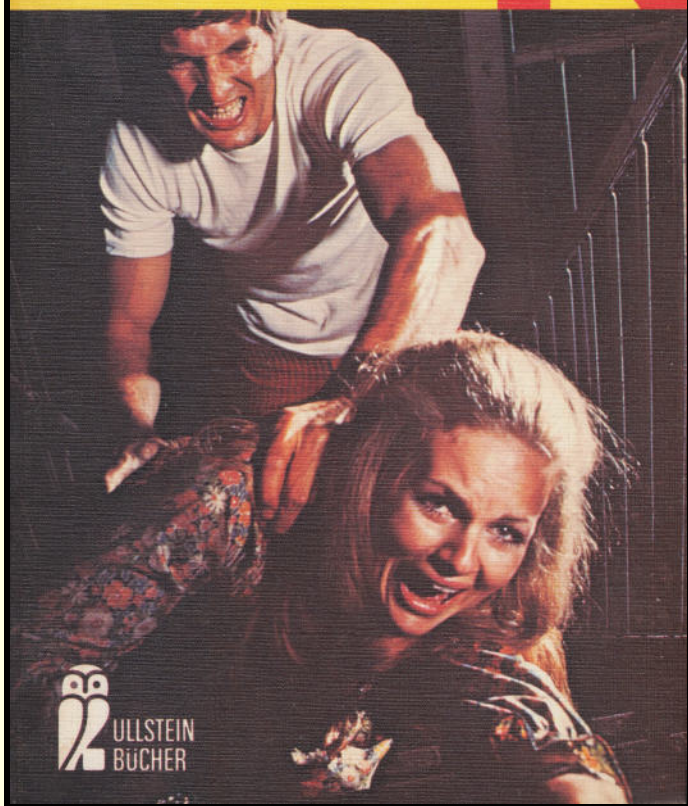
Es ist bezeichnend, dass Konrád nie geheiratet hat und die Ehe von Henrik kinderlos geblieben ist. Offenbar galt die Eifersucht Henriks nicht der Tatsache, dass ihn seine Frau, sondern dass ihn sein Freund betrogen hatte.

Vielleicht hat der General dies am Ende seines Lebens begriffen, kann es aber dem Gast nicht mit klaren Worten sagen, weil er dazu zu gehemmt ist; aber der Gast versteht ihn auch so. Ein Bleiben ist für den Gast trotzdem nicht, und so folgt ein letzter, Beide offenbar zufriedenstellender Abschied.

James Hadley Chase

Auge um Auge

KRIMINALROMAN



**ULLSTEIN
BÜCHER**

***Chase, James H.: Auge um Auge**

James Hadley Chase [1906–1985]

Auge um Auge

(I'll Bury My Dead, 1953)

Ullstein 01 697 (TB 160 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1975, 2.

Auflage

Aus dem Englischen von Carl Bach

Genre: Krimi

„Ist etwas passiert, Mr. English?“ fragte sie besorgt.

„Kennen Sie meinen Bruder Roy?“

Erstaunt schüttelte sie den Kopf.

„Sie haben nichts versäumt... Er hat sich gerade eine Kugel in den Kopf geschossen.“ (S. 8)

‘Has something happened, Mr. English?’

He looked at her, then moving over to her, he put his hand on her hip and smiled.

‘Did you ever meet my brother, Roy?’

She showed her surprise as she shook her head.

‘You haven’t missed anything.’ He gave her hip a little pat. ‘He’s just shot himself.’

Hier spricht gerade Nick English mit seiner Sekretärin Lois Marshall. Nick führt eine äußerst erfolgreiche Agentur für Künstler und Sportler. Man sagt, nicht alle seine Geschäfte seien sauber, aber das stört ihn nicht. Er hofft, sich durch die Stiftung eines Krankenhauses, das seinen Namen tragen soll, einen einwandfreien Ruf als Philanthrop zu erwerben. Zu seinen wichtigsten Mitarbeitern gehören seine Sekretärin Lois Marshall und sein leitender Direktor Harry Vince.

Nicks Bruder Roy ist dagegen eine zwielichtige Gestalt. Nick hat ihm, damit er auf die Füße kommt, das Geld für seine Detektivagentur „Argusauge“ gegeben, aber diese scheint seit den letzten neun Monaten keine Kunden mehr zu haben.

Und nun hat sich Roy in seinem eigenen Büro erschossen, was weder für Nick noch für den Senator, dessen Wahlkampf Nick mit Geld fördert, zurzeit in Sachen Publicity sehr vorteilhaft ist. Daher besticht Nick den

ermittelnden Leutnant Morilli von der Mordkommission, wenig Aufhebens um den Fall zu machen und verlauten zu lassen, Roy hätte unter Depressionen gelitten. Morilli, der gewohnheitsmäßig Geld nimmt, ist gerne damit einverstanden.

Hier besichtigt Nick gerade den Tatort.

Roy English hatte an dem Schreibtisch gesessen, als er starb. Nun lag sein Kopf in einer Blutlache auf der Tischplatte, ein Arm hing bewegungslos herunter, die Finger berührten fast den Boden; der andere lag ausgestreckt auf dem Tisch.

Ein paar Sekunden lang betrachtete English nachdenklich, mit ausdruckslosem Gesicht seinen Bruder. Dann trat er näher, dabei stieß er mit dem Fuß an etwas auf dem Boden Liegendes: Neben den Fingern des toten Mannes lag ein .38er Police Special. (S. 10)

His brother had been seated at the desk when he had died. He now lay across the desk, his head on the blotter, one arm hanging lifelessly, his fingers

just touching the carpet, the other arm on the desk. His head and face rested in a pool of blood that had run across the desk and had conveniently dripped into the metal trash basket on the floor.

English looked at his brother for some seconds, his face expressionless, his eyes brooding.

Morilli watched him from the doorway.

English walked over to the desk, leaned forward to see the dead face more clearly. His shoe touched something hard, lying on the floor, and he glanced down. A .38 Police Special lay within a few inches of the dead man's fingers.

Es ist allgemein bekannt, dass Roy unter Geldproblemen litt. Außerdem hatte ihn eine frühere Klientin wegen Erpressung angezeigt, so dass er nun Gefahr gelaufen war, seine Lizenz zu verlieren.

Nick nimmt es auf sich, seine Schwägerin Corinne zu informieren, die wie stets stark angetrunken ist und Nick die Schuld an Roys Selbstmord gibt.

„Du und dein Geld!“ schrie sie. „Du denkst nur an dein Geld. Es war dir gleich, wie es Roy ging. Du hast dich nicht um ihn gekümmert. Als er dich um Hilfe bat, hast du ihn rausgeworfen. Und nun hast du ihn gezwungen, sich umzubringen. Nun wirst du ja zufrieden sein, glücklich, ein paar von deinen dreckigen Dollar zu sparen. Und jetzt scher dich raus! Und laß dich nie wieder hier blicken! Ich hasse dich!“ (S. 16)

‘You and your money!’ she went on, her voice strident. ‘That’s all you’ve ever thought about! You didn’t care what happened to Roy. You didn’t bother to find out how he was getting on! When he came to you for help, you threw him out! Now, you’ve forced him to kill himself. Well, I hope you re satisfied! I hope you’re happy you’ve saved a few of your dirty dollars! Now, get out! Don’t ever come here again. I hate you!’

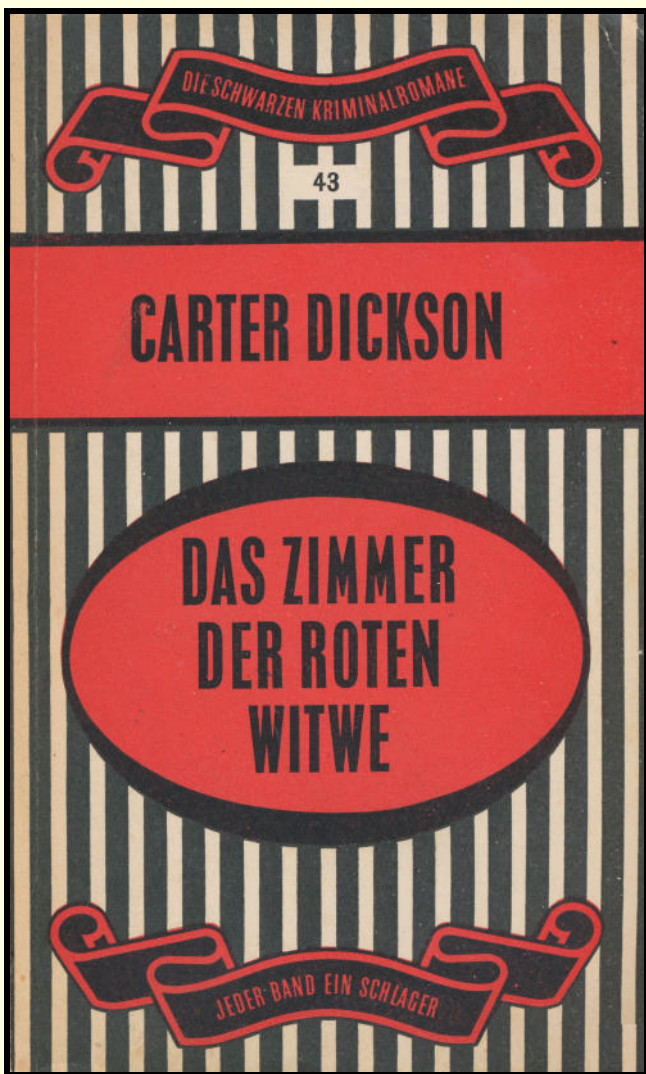
Weitere Personen treten ins Lampenlicht, so zum Beispiel der Anwalt Sam Crail, der sowohl Nick als auch Roy beziehungsweise

dessen Witwe vertritt. Und wir lernen die Sängerin Julie Claire, mit der Nick liiert ist, kennen.

Insgeheim zweifelt Nick allerdings sehr stark an der Selbstmordtheorie, insbesondere, nachdem sich im Safe seines Bruders eine große Summe Geldes gefunden hat und der Portier berichtet, dass täglich Dutzende von Leuten das angeblich erfolglose Detektivbüro aufsuchten. Nick verschweigt seine Erkenntnisse der Polizei aus Rücksicht auf seinen Ruf. Stattdessen will er den Mörder seines Bruders selbst ermitteln und seine Rache eigenhändig durchführen.

Als Roys Sekretärin erhängt aufgefunden wird und sogar Leutnant Morilli befindet, dass es sich um Mord handeln muss, hat Nick absolute Gewissheit, dass auch der Tod seines Bruders auf Fremdeinwirkung zurückzuführen ist. Interessanterweise meldet sich bald darauf ein Unbekannter, der gegen eine viel zu hohe Summe die Detektei samt ihrer Kartei kaufen will, woraufhin Nick vermutet, dass Roy Erpressung im großen Stil betrieben hat und eines seiner Opfer zur Tat geschritten ist.

Auge um Auge ist ein ausgesprochen flott erzählter und ungemein mitreißender Krimi, der vor allem von der Bedrängnis lebt, in die Nick immer stärker hineingezogen wird, und der über weite Strecken ganz ohne Action auskommt. Erst am Schluss wird es sehr dramatisch, was allerdings die Spannung nicht sonderlich steigert.



**Carter Dickson [John Dickson Carr,
1906–1977]**

***Heny Merrivale 3: Das Zimmer der roten
Witwe***

(The Red Widow Murders, 1935)

Scherz 00 043 (TB 190 S./srf 2.90)

Bern 1952, 2. Auflage

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

„Glaubst du“, fragte er ohne alle Umschweife, „daß ein Zimmer töten kann?“

Tairlaine gab ihm einen Whiskysoda. Er hielt Georges Frage lediglich für den Anfang einer philosophischen Erörterung, die dem Freunde am Herzen lag.

Doch bevor er etwas äußern konnte, fügte George beinahe brüsk hinzu: „Warte, ich weiß, was du sagen willst. Du willst erst einmal die Begriffe festlegen; aber es handelt sich nicht um tiefsinnige Dinge. Ich meine buchstäblich, was ich sage. Glaubst du, daß ein Zimmer töten kann ? „

„Ein Zimmer oder eine wirkende Kraft in dem Zimmer?“ fragte Michael Tair-laine zurück.

„Du denkst natürlich sofort an Gespenstergeschichten“, knurrte George. „Davon ist keine Rede. Es handelt sich weder um irgendwelche Geister noch um ein menschliches Agens wie zum Beispiel einen Mörder. Ich will mich deutlicher ausdrücken: Kann deiner Meinung nach ein Zimmer so tödliche Eigenschaften haben, daß eine Person, die sich darin zwei Stunden aufhält, stirbt?“

In Michaels neugierigem, unersättlichem Hirn regte sich etwas. Er paffte seine Pfeife und betrachtete seinen Freund, der mit dem Glas in beiden Händen und tief gefurchter Stirn am Kamin saß. Gemessen antwortete er: „Vor einem Jahr hätte ich diese Frage verneint. Heute neige ich mehr zum Agnostizismus. Sprich weiter. Woran würde diese Person sterben?“ „Vermutlich an Gift.“ (S. 5f)

Lord Mantling residiert in der Corron Street in einem alten, anno 1751 erbauten Herrenhaus. Dort soll es eine verfluchten Raum geben, „Das Zimmer der roten Witwe“ genannt, in dem Niemand nachts länger als zwei Stunden verweilen kann, ohne unweigerlich eines grässlichen Todes zu sterben, weshalb das Zimmer auch im Jahr 1876 versiegelt und seither nicht mehr betreten wurde. Aber nun will Lord Mantling das Haus verkaufen, und da es der Käufer abreißen lassen will, ist dieser Abend für den Hausherrn und seine illustren Gäste die letzte Gelegenheit, dem Fluch zu trotzen. Sir George Anstruther, Direktor des Britischen Museums und einer der Eingeladenen, verleitet seinen Freund, den Englischprofessor Dr. Michael Tairlaine, ebenfalls zu diesem denkwürdigen Ereignis zu erscheinen.

Lord Mantling beruhigt seinen jüngst hinzugekommenen Gast.

„[...] Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Sie sind nur als Zeuge eingeladen. Man wird Sie nicht auffordern, sich an dem Spiel zu beteiligen. „

„An dem Spiel?“

„Ja. Sie werden begreifen, warum wir uns vergewissern müssen, daß die Karten nicht... gezinkt sind. Wir haben heute abend ein Spiel vor, das sich als recht gefährlich erweisen kann. Wir werden Karten ziehen, um auszuknobeln, wer von uns im Verlauf von zwei Stunden sterben soll.“ (S. 13)

Mit Hilfe eines frisch geöffneten Kartenspiels wird festgelegt, wer der todesmutige Kandidat sein soll: Die höchste Karte wird von einem gewissen Bender, den man anscheinend kaum kennt, gezogen.

Bender betritt den Raum, und von Zeit zu Zeit stellt man durch Rufen und Antworten fest, dass es ihm noch wohl ergeht. Nachdem er sich aber eine Viertelstunde nicht mehr gemeldet hat, betritt man den Raum, Allen voraus Arzt Dr. Arnold.

Arnold hielt die Führung und riß die Tür auf. Das Zimmer war unverändert und sah auf den ersten Blick leer aus. Sir George begann: „Wo ist denn...“ und stockte. In dem Spiegel des Toilettentisches gewahrten alle ein Gesicht.

Der Mann lag auf dem Rücken, verdeckt von dem großen Bett, so daß der Spiegel nur sein Gesicht zurückgab. Es war geschwollen, von schwärzlicher Farbe, und man sah die weißen Schlitze der Augäpfel.

„Zurückbleiben“, sagte Arnold ruhig. Er ging über die krachenden Dielen, dann um das Bett herum und bückte sich.

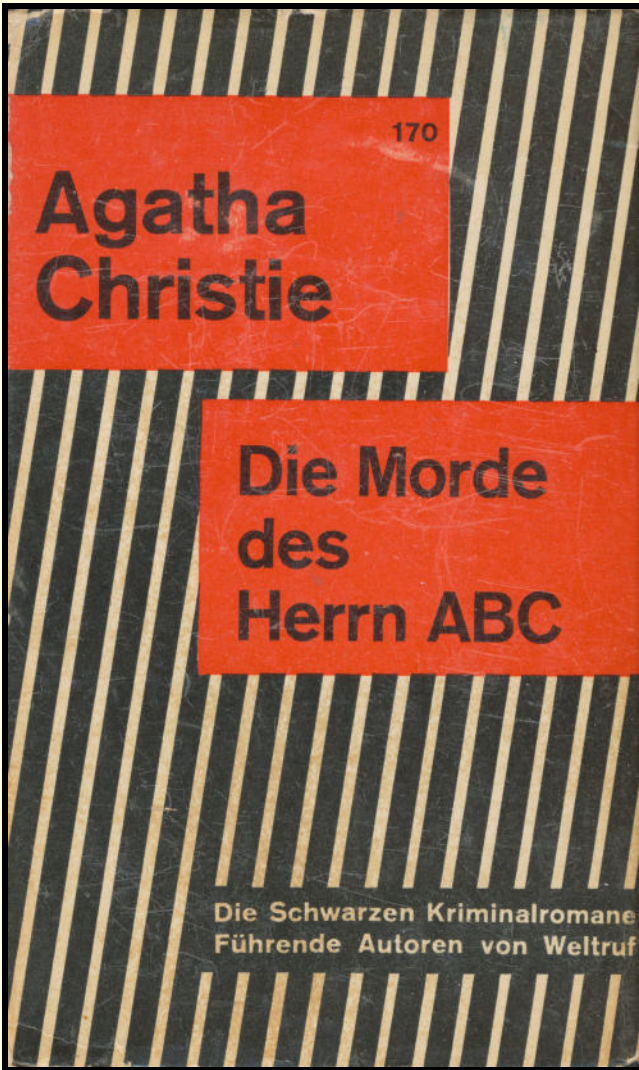
„Aber es ist doch unmöglich...“ hob Mantling an und schien über sein eigenes Gebrüll zu erschrecken. Wie ein Kind biß er an seinen Fingernägeln. „Er lebt! Vor einer Viertelstunde lebte er ja noch...“

Arnold richtete sich auf. „Meinst du? Bitte die Tür schließen! Bleib weg, Judith! Dieser Mann ist seit über einer Stunde tot.“ (S. 46)

Der Proband, der sich noch vor einer Viertelstunde stimmlich gemeldet hat, ist nach ärztlichem Gutachten von Dr. Arnold schon seit einer Stunde tot – gemeuchelt mit Hilfe des exotischen Gifts Kurare. Dieser Fall birgt viele Rätsel für den ebenfalls anwe-

senden Amateur-Detektiv Sir Henry Merrivale.

Das Zimmer der roten Witwe ist ein unterhaltsamer Roman im Stil klassischer englischer Krimis. Er gehört zu der Serie um Henry Merrivale, aber die eigentliche Hauptfigur der Geschichte ist hier Michael Tairlane.



Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Hercule Poirot 13: Die Morde des Herrn ABC

(The ABC Murders, 1936)

**Scherz Schwarze Kriminalromane 170
(HC 192 S./DM 4,80)**

Bern Stuttgart Wien 1963, 2. Auflage

Aus dem Englischen von Gertrud Müller

Genre: Krimi

In dieser Erzählung bin ich von meiner Gewohnheit abgewichen, ausschließlich Vorfälle und Schauplätze zu schildern, die ich persönlich miterlebt und besucht habe. Das hat zur Folge, daß einige Kapitel des Buches in der dritten Person geschrieben sind.

Ich kann jedoch meinen Lesern versichern, daß auch die Geschehnisse dieser Kapitel auf Tatsachen beruhen. Trotz gewisser dichterischer Freiheiten, die ich mir erlaubte, glaube ich behaupten zu dürfen, daß ich damit nie den Boden der Realität verlassen habe. Meine Niederschrift wurde übrigens von Hercule

Poirot persönlich sehr kritisch „durchgekämmt“. (S. 5)

Hauptmann Hasting, Hercule Poirots persönlicher Chronist, berichtet von dem wohl kniffligsten Fall seines Herrn und Meisters.

Hercule Poirot bekommt unvermutet einen anonymen, in Blockbuchstaben geschriebenen Brief.

Mr. Hercule Poirot – Sie lösen doch die heikeln Fälle, denen unsere schwerfällige englische Polizei nicht gewachsen ist, oder Sie brüsten sich jedenfalls damit, nicht wahr? Jetzt wollen wir doch einmal sehen, kluger Mr. Poirot, wie klug Sie sind! Vielleicht ist sogar Ihnen diese Nuß zu hart. Richten Sie Ihr Augenmerk auf Andover am 21. dieses Monats.

Vorzügliche Hochachtung
ABC.

Und tatsächlich, wie angekündigt findet am 21. dieses Monats in Andover ein Mord statt, und zwar an der Ladenbesitzerin Mrs. Ascher, neben deren Leiche ein Fahrbahn-

ABC, aufgeschlagen beim Buchstaben A, liegt.

Auch der nächste Mord wird brav angekündigt, und zwar an der Kellnerin Elisabeth Barnard in Bexhill-on-Sea. Der dritte, ebenfalls brieflich annoncierte Mord betrifft den Arzt Sir Carmichael Clarke, der sich in Churston zu seinen Ahnen versammelt. Lediglich der vierte Mord hält sich nicht an das Schema: Er findet zwar alphabetisch korrekt in Doncaster statt, aber das Opfer, das in einem Kino erdolcht wird, heißt George Earlsfield. Ja, auch ein Mörder kann sich einmal im Dunkel des Lichtspielhauses irren, wie Poirot betrübt feststellt, denn auf dem Nachbarsitz logierte ein Roger E. Downes, der wohl das auserkorene, dem Toten an Gestalt sehr ähnliche Opfer sein sollte.

Die Polizei in Gestalt von Inspektor Japp von Scotland Yard schließt messerscharf, dass erstens der Mörder ein Verrückter sein muss, und dass zweitens der geistesschwache, epileptische Handelsreisende Alexander Bonaparte Cust der Täter sein muss.

Aber weit gefehlt: Diesen überaus raffinierten Mordplan kann ein so beschränkter

Mensch wie Cust nicht erdacht haben, überlegt Poirot. Viel eher war es einer der Verwandten der vier Opfer, der mit seinem Vorgehen nicht nur das wahre Motiv seiner Tat verschleiern, sondern auch noch einen Unschuldigen an den Galgen bringen wollte.

Die Morde des Herrn ABC ist ein sehr kunstvoll konstruierter, unterhaltsam zu lesender Krimi. Allerdings kann man sich kaum vorstellen, dass im richtigen Leben ein Täter das Risiko eingeht, drei zusätzliche Morde ohne erkennbares Motiv zu begehen, nur um den einen, für ihn relevanten Mord zu vertuschen. Der Roman leidet außerdem ein wenig darunter, dass sich die Figuren sehr geschwätzig geben und nicht müde werden, über die kriminalistischen Rätsel ausführlichst zu diskutieren.

PETRA IVANOV



KRYO
Die
Verheißung

Thriller

Unionsverlag

Petra Ivanov

Kryo 1: Die Verheißung

Unionsverlag (PB 340 S./€ 24,00)

Zürich 2023

Genre: Science Fiction

Henry räusperte sich. „Worüber schreibst du?“

„Über den Traum vom ewigen Leben. Der Optimierung des Menschen.“

„Aus medizinischer Sicht?“

„Nein, aus transhumanistischer.“ Michael griff nach seinem Glas und trank einen Schluck Wasser.

Henry sah Julia an. „Transhumanisten wollen den Menschen durch Technik verbessern. Sie sind davon überzeugt, dass wir mit genetischen oder neurotechnologischen Eingriffen unsere biologischen Grenzen sprengen können.“

Die Erklärung war unnötig, Julia wusste, welche Ziele Transhumanisten verfolgten. Sie begriff, dass Henry versuchte, sie in das Gespräch mit einzu beziehen, doch sie war zu sehr mit Michaels Abweisung beschäftigt und konnte sich nicht konzentrieren.

„Klingt für mich nach Eugenik“, nahm Henry den Faden wieder auf.

„Ist es in gewisser Weise auch“, antwortete Michael. „Nur, dass nicht der Staat dahintersteckt, wie in der Zeit des Nationalsozialismus, sondern der Markt. Oder besser gesagt, die Leistungssteigerungsgesellschaft.“ (S. 24)

Der Arzt Michael Wild ist der Sohn des Astrophysikprofessors Henry Sanders und seiner Frau, der Dolmetscherin Julia. Weil Michael sich mit seinen Eltern überworfen hat, lebt er in Europa, während Ersterer in die USA gezogen sind.

Nun aber besucht Michael zum ersten Mal seit langen Jahren seine Eltern, weil er ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen hat: Er schreibt an einer Studie über die Gefahren des Transhumanismus, das heißt die Optimierung des Menschen durch Einbau von leistungssteigernder, KI-gesteuerter Elektronik.

Doch das erste Treffen auf dem Flughafen bleibt auch das vorerst letzte, denn Michael erscheint zum vereinbarten Zeitpunkt nicht und muss als vermisst gelten. Das ist

nicht nur an sich eine Tragödie, sondern zudem auch noch ein besonderes Problem für Julia, die in Europa von der Polizei gesucht wird; außerdem ist offenbar Henry nicht der biologische Vater von Michael; sein wahrer Erzeuger ist unbekannt.

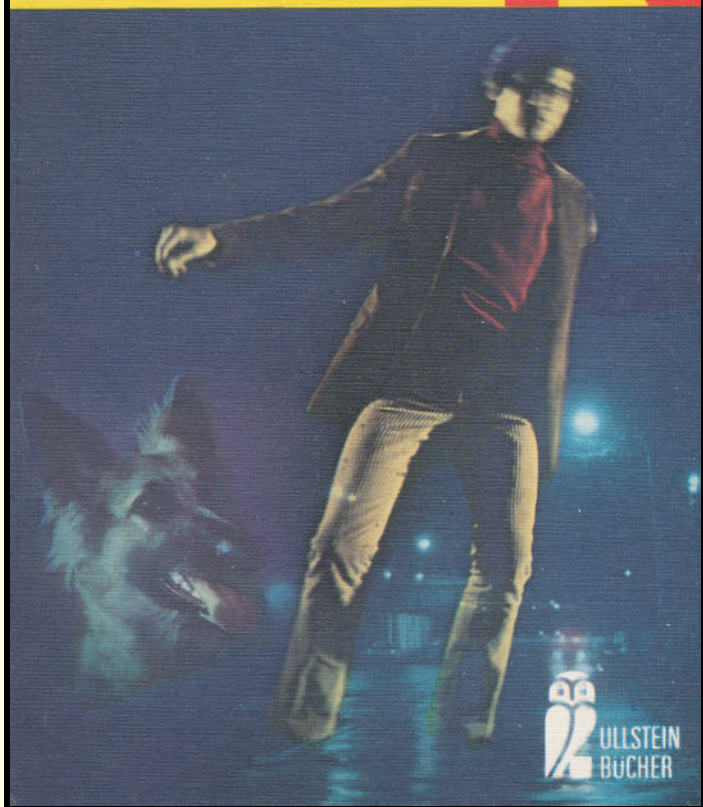
Die Verheißung ist ein unterhaltsamer Science-Fiction-Roman aus der nahen Zukunft, der die Leser über die Gefahren künftiger Optimierungsversuche des Menschen sensibilisieren will.

James Hadley Chase

Erstmals
in deutscher
Sprache

Wo soll ein Goldfisch sich verstecken?

KRIMINALROMAN



***Chase, James H.: Wo soll ein Goldfisch sich verstecken?**

**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Wo soll ein Goldfisch sich verstecken?
(*Goldfish Have No Hiding Place*, 1974)

Ullstein 01 705 (TB 126 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1975

Aus dem Englischen von Ursula

Bergmann

Genre: Krimi

Da ich das Haus an diesem heißen Sonntagnachmittag ausnahmsweise für mich allein hatte, beschloß ich, einmal darüber nachzudenken, ob sich die immer weiter werdende Kluft zwischen Linda und mir noch irgendwie überbrücken ließ; außerdem mußte ich mich endlich mal mit meiner Finanzlage beschäftigen, die alles andere als rosig war.

So setzte ich mich in die Sonne und betrachtete mich im Spiegel. Ich bin achtunddreißig Jahre alt, gesund und mit einem schöpferischen Geist ausges-

tattet. Noch vor etwa drei Jahren war ich ein erfolgreicher Kolumnist beim *Los Angeles Herald*. Die Arbeit langweilte mich zwar, aber ich verdiente gut damit, und da ich Linda gerade geheiratet hatte – Linda mit ihren extravaganten Ansprüchen –, war es wichtig geworden, Geld zu machen. (S. 5)

On this hot Sunday afternoon, as I had the house to myself, I decided it would be an opportunity to take a close look at myself, to consider if there was anything I could do to bridge the widening gap between Linda and myself, and to examine my financial position which was far from healthy.

Linda was with the Mitchells. I had begged off, explaining I had work to do. Linda had shrugged, taken her swimsuit and had driven over to the Mitchells' house with my vague promise I would join them later. I knew she wouldn't care if I showed up or not.

Because of a defective filter in my pool, this was one of the very rare Sun-

days when I could be on my own: an opportunity I wasn't going to miss.

So I sat in the sun and looked at myself. I am thirty-eight years of age, physically fit and blessed with a creative brain.

Some three years ago, I had been a successful columnist for the Los Angeles Herald. The work had bored me, but it was a way to earn a decent living, and as I had just married Linda who had extravagant tastes, earning a decent living was important.

Der Journalist Steve Manson ist seit drei Jahren mit der attraktiven Linda verheiratet, die allerdings zu seinem Leidwesen mehr Geld ausgibt, als er verdient; auch das von Linda gewünschte Haus in der exklusiven Wohngegend „Eastlake“ verschlingt Einiges. Da kommt ihm das Angebot des reichen Unternehmers Henry Chandler, dessen neugegründetes Magazin „Die Stimme des Volkes“ zu leiten, gerade recht.

Ich ging zu ihm und hörte mir sein Angebot an. Er wollte eine Monatszeit-

schrift herausbringen, die Stimme des Volkes, deren Zweck es war, zu kritisieren und zu protestieren.

„In diesem Staat gibt es zuviel Korruption, Unehrllichkeit und verbrecherische Politik. Ich besitze eine Organisation, die Ihnen jede gewünschte Information besorgt. Ich biete Ihnen den Posten als Herausgeber an, weil ich von Ihren Qualitäten überzeugt bin. Ich habe Sie überprüfen lassen und bin mit dem Ergebnis zufrieden. Sie können sich Ihre Mitarbeiter selbst wählen. Das Finanzielle braucht Sie nicht zu belasten. Wird die Sache ein Reinfeld, bekommen Sie zwei Jahresgehälter, aber sie wird kein Reinfeld. Hier habe ich ein Expose, das Sie sich einmal ansehen sollten. Ihre Aufgabe wird es sein, nach Unregelmäßigkeiten Ausschau zu halten – die meine, mich mit den Verleumdungsklagen zu beschäftigen. Ich habe eine erstklassige Privatdetektei, die für Sie arbeiten wird. Übrigens, daß wir uns nicht mißverstehen – ich will nicht im Trüben fischen. Wir greifen die Verwaltung an, Korruption innerhalb der Polizei und

Erpressung. Würde Sie das interessieren?“ (S. 5f)

I went to see him and listened to his offer. He wanted to start a monthly magazine to be called The Voice of the People which would circulate throughout California: its purpose was to criticise and protest.

„This state,” he said, „is riddled with corruption, dishonesty and crooked politics. I have an organisation that will supply all the information you will need so long as you feed them ideas. I’m offering you the job as editor because I believe you can handle this. I have had you investigated and I am satisfied with the report. You can choose your own staff. It can be small as the production and so on can be handled by my people working on my newspaper. You needn’t worry about expenses. If the magazine flops, you will get two years’ salary, but it won’t flop. I have a brief here which I want you to examine. You will see you will have every support. Your job is to look for trouble. I’ll take care of the libel

suits. I have a top-class detective agency to work with you. We are not muck raking. I want you to be quite sure of that. There is no need to muck rake. We attack the administration, we attack police corruption and we go after the bribery and corruption boys. Does this interest you?"

Chandler ist überzeugter Quäker und möchte die „Stimme des Volkes“ nutzen, um Unmoral zu bekämpfen und Korruption aufzudecken.

„Sie werden die Korrupten und Unehrllichen angreifen, dabei müssen Sie sich aber immer eins vor Augen halten: Sie dürfen den Leuten keine Chance bieten, zurückzuschlagen. Sie werden leben wie ein Goldfisch im Glas, und für Goldfische gibt es kein Versteck. Sehen Sie mich an. Ich bin Quäker und stolz darauf. Ich glaube an Gott. An meinem Privatleben gibt es nichts auszusetzen; niemand kann mit dem Finger auf mich weisen, und das muß auch für Sie gelten. Also – kein Alkohol am Steuer, kei-

ne Weibergeschichten, keine Schulden. Nichts, was Gegner Ihnen anhängen können. Wenn Sie nur einen Schritt vom richtigen Wege tun, werden sich sämtliche Zeitungen in diesem Staat auf Sie stürzen.“ (S. 7)

„Now, one thing: you will be attacking the corrupt and the dishonest. Remember you will be a goldfish in a glass bowl. Be careful: don't give anyone any chance to hit back at you. Goldfish have no hiding place. Remember that. Take me: I am a Quaker and proud of it. I believe in God. My private life can't be criticised. No one can point a finger at me and no one must be able to point a finger at you. Do you understand? No drinking when driving: no fooling with women. You are respectably married so keep that way. No debts. No nothing the opposition can pin on you. You step out of turn and every newspaper in this state will come after you. You now have a mission to attack the corrupt and the dishonest and you are going to have a

lot of enemies who will crucify you if they can.”

Es versteht sich von selbst, dass Steve, wenn er Andere anprangern soll, sich selbst nicht das allergeringste Vergehen zuschulden kommen lassen darf.

Opfer für Mansons Antikorruptionskampagne gibt es genügend; eines davon soll sogar der örtliche Polizeichef, Captain John Schultz, werden, was nicht nur eine delikate, sondern sogar eine mordsgefährliche Angelegenheit werden kann, weil ein Polizeichef über allerhand Mittel verfügt, sich zur Wehr zu setzen.

Nun gibt es in Eastlake einen beliebten Selbstbedienungsmarkt namens „Welcome“, geleitet von einem gewissen Jesse Gordy. Dieser raffinierte Mensch hat sich einfallen lassen, zur Abwehr von Diebstählen Überwachungskameras zu installieren. Klugerweise zeigt er die meist weiblichen Übeltäter nicht bei der Polizei an, sondern erpresst diskret deren Ehemänner. Auch Jesse wird sein Opfer, weil Linda mehr aus Langeweile denn aus Notwendigkeit ein teures Parfüm gestohlen hat.

Da Steve die zwanzigtausend Dollar, die Gordy von ihm verlangt, nicht aufbringen kann, wendet er sich an die Detektivagentur „Alert Detective Agency“, die im Besitz von Chandler ist und von einem Herman Webber geleitet wird. Webbers Leute sollen für Steve den Supermarkt-Manager überprüfen, was allerdings ohne Ergebnis bleibt. Ja, Webber behauptet sogar, alle Akten über Gordy verlegt zu haben.

Gordy lässt Steve ein Tonband zukommen, indem er seine Forderung deutlich macht. Als Steve dieses Band Linda vorspielt, zeigt sich diese keineswegs reumütig.

Ich betätigte die Stoptaste, und wir sahen uns an. Es dauerte lange, bis sie endlich sagte: „Mein Gott, was für ein Theater wegen einer dämlichen kleinen Flasche Parfüm. Na ja, dann mußt du ihm das Geld wohlgeben.“ Sie erhob sich. „Es war natürlich dumm von mir, aber die“ Frauen tun’s doch alle, warum sollte ich nicht auch mitmachen? Und wie er ganz richtig sagt – bei deinem

Einkommen ist es ja wirklich nicht viel.“
(S. 18)

I pressed the stop button and we looked at each other.

There was a long, long pause, then she said, „What a goddamn fuss about a bottle of perfume. Well, I suppose you had better give him the money.” She got to her feet. „It was stupid of me, but all the girls do it: why shouldn't I? As he said, considering your success, it is not a lot of money.”

Linda kontert Steve mit Vorwürfen, er hätte ein Verhältnis mit seiner von Chandler gestellten Sekretärin Jean Kesey. Davon ist natürlich kein Wort wahr, aber Linda gewinnt mit diesem raffinierten Zug wieder Oberwasser, weil sich Steve eingestehen muss, dass er Jean für wesentlich netter als Linda und sogar für überaus tüchtig hält.

Dreitausend Dollar ist alles, was Steve aufbringen kann. Er lässt die Pistole, die ihm Chandler erst kürzlich zu seinem Schutz hat zukommen lassen, zu Hause lie-

gen, und begibt sich nach Dienstschluss zu Gordy.

Jesse Gordy saß mir gegenüber in einem Sessel. Seine Hände lagen auf den Seitenlehnen, und die Vorderseite seines blauen Hemdes und das graue Jackett waren rot durchtränkt. Neben seinen Füßen hatte sich eine kleine Blutlache gebildet.

Die Lippen waren zurückgezogen und ließen die gelben Rattenzähne sehen. Die Augen stierten mich an: tote Augen, aber der Haß darin war immer noch erkennbar. (S. 39)

Jesse Gordy sat facing me. His hands lay on the arms of the shabby chair. The front of his blue shirt and his shabby grey jacket were red with blood. At his feet was more blood: a small puddle in which one of his shoes rested.

His lips were drawn back, showing his yellow rat-like teeth in a snarl of hate and fear. His eyes glared at me: dead eyes, but still hating.

Gordy ist erschossen worden – höchstvermutlich von einem anderen Erpressungsopfer, weil das gesamte belastende Material verschwunden ist.

Steve wendet sich nicht an die Polizei, sondern schleicht sich nach Hause, wo er zu seinem Erstaunen feststellen muss, dass die Haustüre nur angelehnt ist. Das ist deshalb so überraschend, weil Linda aufgrund von Steves Vorwürfen zu ihrer lesbischen Busenfreundin gezogen ist. Hinzu kommt, dass seine Pistole nach Pulver riecht. Sollte sich etwa ein Unbekannter seiner Waffe bemächtigt, Gordy damit erschossen und die Pistole danach wieder zurückgebracht haben? Zeitlich wäre das durchaus denkbar, überlegt der langsam in Panik geraten-
de Steve, der sich tagsüber in der Redaktion aufgehalten hat, bevor er von dort aus direkt zu Gordy fuhr.

Wo soll ein Goldfisch sich verstecken? wirkt deshalb so außerordentlich spannend, weil sich der Leser notgedrungen mit dem armen Steve identifiziert. Dieser muss nicht nur die Polizei fürchten, sondern sich für seine Redaktion auch eine gute Ausrede einfallen lassen, weshalb der Artikel über

den korrupten Polizeichef ein wenig verschoben werden muss – die Polizei zu provozieren, wäre angesichts von Steves Lage nämlich eine grundfalsche Strategie.

Der Roman folgt einem Schema, das James Hadley Chase gern verwendet: Ein Mann gerät, teils infolge eigener Schuld, teils ohne sein Zutun, in beträchtliche Schwierigkeiten. Da er sich für klüger und gewandter hält, als er wirklich ist, versucht er, sich mit allerhand Tricks aus der Falle zu befreien, verstickt sich aber mit seinen Bemühungen nur noch tiefer in die Misere. Mal ist der Mann wie hier ein gesetzestreuer Bürger, mal ein Kleinkrimineller, mal geht die Sache für ihn gut aus, mal endet es mit Gefängnis, mal sogar mit seinem Tod. Diese Unvorhersehbarkeit von Chases Plots macht einen wesentlichen Teil der Spannung aus; hinzu kommen der überaus flüssige Stil des Autors und seine Fähigkeit, den Leser zur Identifikation mit dem Protagonisten zu verleiten. Chases Antiheld ist meistens mit einer Frau liiert, die anspruchsvoll, zänkisch, maßlos ungerecht und oft auch noch Alkoholikerin ist. Das Frauenbild, das der Autor zeichnet, ist nicht

sehr vorteilhaft, auch wenn abseits gerne eine nettere Frau auf den Helden wartet.

Nicht alle von Chases Plots sind glaubwürdig, aber der vorliegende Roman ist ihm ganz besonders gut gelungen.

S.T. BENDE

STORM & DESIRE

DIE GEHEIMNISSE VON ASGARD 2



S. T. Bende

Die Geheimnisse von Asgard 2: Storm & Desire

(The Ære Saga 2: Perfect Control, 2015)

One (HC 304 S./€ 18,00)

Köln 2023

Aus dem Amerikanischen von Stephanie Pannen

Genre: Phantastik

„Halt die Klappe, Brynn“, murmelte Tyr, während er eine rauchende Backform aus dem Ofen holte. Der Gott des Krieges stand in unserer offenen Küche. Über seiner Standarduniform Jeans und Henleyshirt trug er die rosafarbene Rüsenschürze seiner Freundin. Er warf mir einen bösen Blick zu, während er den verbrannten Inhalt der Backform ins Spülbecken schüttete. Darin befand sich bereits ein Haufen ähnlich missratener Exemplare. Unsere Küche hatte sich in einen regelrechten Kuchenfriedhof verwandelt.

„Hab doch gar nichts gesagt!“ Ich hob beschwichtigend die Hände.

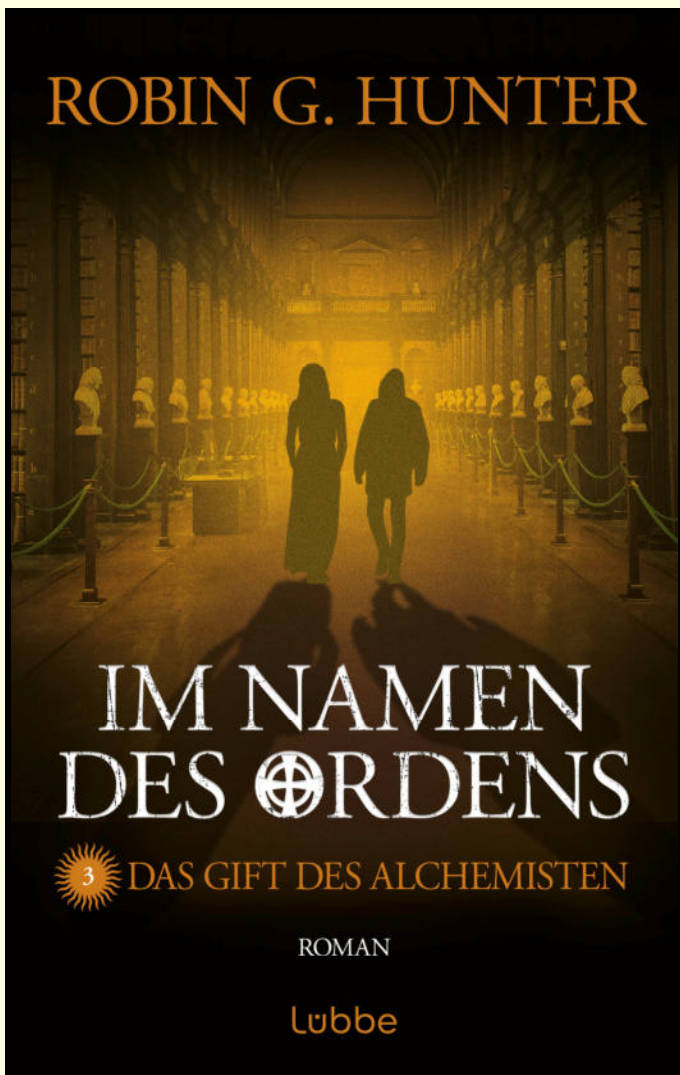
„Musstest du auch nicht.“ Tyr warf die leere Backform auf den Herd, wo sie laut klappernd gegen diese grobe Behandlung protestierte. „Dein nerviges Lachen sagt alles.“ (S. 9)

Mia Aktröm hat sich in den Mitstudenten Tyr Fredriksen verliebt, ohne zu ahnen, dass sie Beide den nordischen Mythen entsprungen sind: Tyr ist ein Ase, ein Gott, und Mia ist eine Walküre.

Im zweiten Band steht Brynn Askel im Mittelpunkt, ebenfalls eine Walküre in Ausbildung, die sich gegen alle Regeln in ihren Freund und Kollegen Henrik Andersson verliebt, mit dem zusammen sie den Kriegsgott Tyr beschützen soll. Aber nachdem die Göttin Freya entführt wurde, müssen die Beiden wohl oder übel zusammenarbeiten, um das Schlimmste zu verhindern.

Storm & Desire ist ein unterhaltsamer phantastischer Roman für jugendliche Leser. Die Autorin S. T. Bende, deren Vornamen ein Rätsel bleiben, versteht es geschickt, alte nordische Mythen mit der amerikanischen Jugendkultur zu verbinden.

ROBIN G. HUNTER



IM NAMEN
DES  ORDENS

 3 DAS GIFT DES ALCHEMISTEN

ROMAN

Lubbe

Robin G. Hunter (Diana Itterheim & Lara Lorenz & Ann-Kathrin Karschnick & Daniela Pusch & Sandra Grauer)

Im Namen des Ordens 3: Das Gift des Alchemisten

Lübbe (PB 542 S./€ 16,99)

Köln 2023

Genre: Phantastik

„Lasst alles stehen und liegen, der Abwasch kann warten.“ Harriet, unsere Köchin, klatscht in die Hände, damit auch das letzte Dienstmädchen die Arbeit einstellt. Augenblicklich verstummt das Geklapper von Geschirr und das Geplapper der Mädchen um mich herum. „Sir Henry will sämtliche Magier, Vigilanten und Angestellte in der großen Halle sehen. Sofort.“

Ich lasse beinahe die Schüssel fallen, die ich gerade abtrockne -eine weiße Porzellanschüssel mit filigranem Blumenmuster. Mein Herz schlägt schneller.

„Stimmt etwas nicht, Sally?“

„Doch, natürlich. Alles in Ordnung.“
Ich lüge und schenke Harriet zur Bekräftigung

tigung meiner Worte ein Lächeln. Sie kennt mich besser als jeder andere im Orden, zumindest von denen, die noch hier sind.

Sie glaubt mir zum Glück und wendet sich ab, um die Bratenreste im Kühlschrank zu verstauen, bevor wir nach oben eilen. Sie ist für mich fast wie eine Mutter, aber sie darf die Wahrheit über meine plötzlich aufkommende Panik nicht wissen. Damit würde ich sie in Gefahr bringen, und das kann ich nicht zulassen.

Schlimm genug, dass Betty und Lady Kaitlin beinahe mit ihrem Leben bezahlt haben aufgrund dessen, was Victoria und William getan haben.

Caleb ist deshalb zu einem Nekromanten geworden und wird mir vermutlich niemals verzeihen. (S. 7)

In London leben, unbemerkt von der Bevölkerung, die Paras, Wesen mit übernatürlichen Kräften. Der Hermetische Orden der Magier, geleitet von der Vigilantin Victoria Bannister, sorgt dafür, dass sich die Paras ordentlich benehmen und nicht auffallen.

Auch diesmal warten eine ganze Reihe von Gefahren auf unsere Helden: Nathan Blake, der Sohn des Protectors, ist plötzlich zurückgekehrt, womöglich sogar von den Toten auferstanden, mit unvorhersehbaren Konsequenzen. Überdies hat sich die Neue Arkana, eine geheime Gegenbewegung zum Hermetischen Orden, gebildet, so dass mit einem Kampf zwischen den beiden Organisationen zu rechnen ist.

Im Namen des Ordens ist ursprünglich eine originale Hörbuchreihe bei audible.de. Das vorliegende Buch *Das Gift des Alchemisten* umfasst die dritten fünfzehn Folgen dieser unterhaltsamen Urban Fantasy.

**Paula
Rodríguez**



**Dringliche
Angelegen-
heiten**

Roman

Unionsverlag

Paula Rodríguez [1968–]

Dringliche Angelegenheiten

(Causas urgentes, 2010)

Unionsverlag (HC 216 S./€ 24,00)

Zürich 2023

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

Genre: Kriminaldrama

Der beim Aufprall aufgewirbelte Staub sinkt langsam auf die Körper hinab. Im einfallenden Licht blitzen die gröberen Teilchen auf. Dazwischen schwebt ein heiliger Expeditus durch die Totenstille, in der das Leben jedoch weiterzugehen scheint. Unschlüssig kreist er über den Köpfen – auf wem soll er sich niederlassen? Loser sind sie schließlich alle. Ihm, dem Heiligen, scheint die Spannung Spaß zu machen. Plötzlich steigt er in die Höhe, stößt an die Decke, dreht sich und stürzt kopfüber auf Hugo, den höchsten Punkt eines ganzen Bergs aus Körpern. Hugo streckt die Hand nach dem Heiligen aus, sein Hals ist verdreht – Richtung Liniers –, wie bei allen anderen, die hier wild durch- und übereinanderliegen, an die Waggonwände ge-

presst, zum Fenster hinausquellend,
verrenkt, zerstückelt, aufgeplatzt. (S. 9)

Hugo Victor Lamadrid ist auf der Flucht vor der argentinischen Polizei, denn er soll einen Menschen ermordet haben. Wir wissen nicht, ob die Anschuldigung zutrifft, aber wir können sicher sein, dass Hugo kein kaltblütiger Killer ist; wenn er also für den Tod eines Menschen verantwortlich ist, dann sicherlich infolge eines unangenehmen Zufalls, welcher den Unglücksvogel Hugo offenbar mehr als einmal heimsucht. Hier befindet er sich gerade nach einem Zugunglück in einem Wagon, eingequetscht zwischen Toten, Sterbenden und Zuckenden – selbst wenn er entdeckt wird, ist fraglich, ob man ihn ohne Verlust diverser Körperteile herausziehen kann.

„Tor für den FC Tigre, Alter!“, sagt ein Feuerwehrmann in die Dunkelheit und das Schweigen auf der anderen Seite des zersplitterten Waggonfensters. Er lügt.

Auf der Suche nach der Stelle, von der aus die Stimme seines neuen Freundes

zu hören war, lässt er den Lichtstrahl der Taschenlampe umherwandern. Worauf er auch trifft, immer ist es der gleiche Mischmasch aus marineblauen, schmutzig weißen, dunkelgrünen, grauen und braunen Flecken. Die Leute sind eben alle gleich, die gleiche Kleidung, dieselben Farben – wie soll man das auseinanderhalten? Sie sind wie zusammengebacken, verschweißt, nur Teile der Körper, auch das eine oder andere Haarbüschel, erscheinen an den Fenstern, bei deren Anblick er an die aufgeplatzten Stellen einer Mülltüte denken muss. Sein Chef schreit, jemand soll ein Rettungskorsett bringen, er will endlich loslegen. Eine Stimme aus dem menschlichen Heuhaufen fragt, wie es steht in dem Fußballspiel, andere flehen: „Hol mich hier raus!“ Wieder andere bohren ihm die Fingernägel ins Fleisch, wenn er ihnen mit der Taschenlampe zu nahe kommt. (S. 26)

Obwohl er Fußballfan ist, interessiert sich Hugo momentan nicht für das Spiel des FC Tigre. Doch mit Hilfe eines Eimers Pflan-

zenöl gelingt es der Feuerwehr, Hugo zu befreien, der sich sogleich auf die Socken macht, allerdings unter Zurücklassung seines Handys. Mithilfe dieses Instruments hat er mit seiner Frau Marta Lacase Nachrichten über seine Flucht ausgetauscht, was den Polizisten Domínguez, in dessen Hände das Telefon gelangt ist, sehr interessiert.

Die Frage ist jetzt, ob einer dieser drei- undvierzig Hugo Victor Lamadrid ist, Hauptverdächtiger im Mordfall des Paraguayers Carlos David Cristaldo, neunzehn Jahre alt, aufgefunden im Gewerbegebiet, in dem Bach Las Catonas, in einem großen Sack mit aufgedrucktem Barca-Logo. Bei der Beschreibung wurde Lamadrids Ehefrau Marta sichtlich blass – vor Schreck oder Überraschung –, behielt aber letztlich die Fassung, wie von einer treuen Gattin – womöglich auch Komplizin – nicht anders zu erwarten. Was Dominguez weniger typisch für eine treue Gattin vorkommt, ist die Tatsache, dass diese Marta sich über zwei Stunden Zeit lässt, um ihrem Mann gerade mal eine winzige Nachricht zu

schicken, in der sie fragt, ob er da sei. Womöglich ist die Beziehung zwischen den beiden nicht besonders eng. (S. 43)

Von den dreiundvierzig Todesopfern des Zugunglücks sind einundvierzig bereits identifiziert, und weder unter diesen noch unter den Überlebenden befindet sich Hugo. Domínguez schließt messerscharf, dass Hugo entweder einer der beiden unbekannt-ten Toten – oder nur der eine unbekannt-ete, so genau kann man das angesichts der Körperteilfragmente noch nicht sagen – ist, oder dass er zu Fuß die Flucht ergriffen hat. Domínguez befragt Marta, deren Schwester Mónica und deren beider Mutter Olga, kommt aber nicht weiter. Er kann ja nicht ahnen, dass Hugo bei seinem Freund Beto Unterschlupf gefunden hat.

Dringliche Angelegenheiten ist teils Komödie, teils Satire und teils Groteske; ein gesellschaftskritisches Krimidrama bietet der Roman obendrein. Diese originelle Mischung verschiedener Genres in Verbindung mit einem geschliffenen Stil ergibt eine vergnügliche Lektüre.

DIES & DAS

Rupert Bauer

DAVID I. KERTZER



DER PAPST,
DER
SCHWIEG

Die geheime Geschichte
von Pius XII.,
Mussolini und Hitler

wbg Theiss

David I. Kertzer

***Der Papst, der schwieg. Die geheime
Geschichte von Pius XII., Mussolini und
Hitler***

***(The Pope at War. The Secret History of
Pius XII, Mussolini, and Hitler, 2022)***

**Aus dem Englischen von Tobias Gabel
und Martin Richter**

2023, wbg, Wissenschaftliche

Buchgesellschaft Darmstadt, Imprint

Theiss (703 S./€ 39,00)

ISBN 978-3-8062-4502-8

Jahrzehntelang wurde darauf gewartet, dass die Vatikanarchive über PIUS XII. geöffnet würden, um herauszufinden, ob Pius XII. nun affin zu Mussolini und Hitler war oder nicht, ob er tatsächlich Tausende Juden vor der Gaskammer bewahrt hat.

Franziskus hat das endlich gemacht, und so ist ein eindrucksvolles Buch entstanden. Es wäre gut, wenn es nicht nur außerhalb, sondern auch in Italien und im deutschsprachigen Raum große Verbreitung fände.

Pius XII. nimmt eine Sonderstellung ein. Es mag daran liegen, dass er unter Pius XI. lange Jahre als Nuntius in Deutschland

wirkte, er perfekt Deutsch sprach und er auch als Nuntius das Konkordat mit Deutschland aushandelte. Vielleicht auch, dass er als Asket in ganz anderen theologischen Sphären dachte als sein impulsiver Vorgänger.

Wäre dieser noch während des Krieges im Amt gewesen, oder ein Anderer zum Papst gewählt worden, wie Johannes XXIII. oder Paul VI. oder vor allem Johannes Paul II.: Wer weiß, ob flammende Verdammnisse gegen den italienischen Faschismus und den deutschen Nationalsozialismus etwas bewirkt hätten. Wären Mussolini und Hitler zurückgeschreckt? Mussolini vielleicht. Aber auch Hitler?

Oder hätten sie in ihrer verbohrten Weltsicht und ihrem schurkischen Charakter noch Schlimmeres verbrochen und in ihren Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen noch mehr gewütet. Vielleicht wären sie auch im Vatikan einmarschiert und hätten Pius XII. festgesetzt und sonstwas mit ihm angestellt. Mussolini sah sich ja wohl als Nachfolger von Cäsar und Augustus, und Hitler wohl als Erster Arier von Europa und Asien. Diktatoren

müssen ja ihre Großmachtphantasien ja umsetzen, um das Volk bei der Stange zu halten, um zu zeigen dass sie die Besten zum Wohle ihrer Völker sind, um ihnen Sand in die Augen zu streuen.

Selbst wenn Pius XII. gegen Mussolini und Hitler noch so zauderte, um Schlimmeres zu verhüten, hätte er gegenüber anderen Kriegsparteien nicht kraftvoller auftreten sollen, eine klarere Sprache finden sollen? Schließlich bestand ja die Welt nicht aus Italien und Deutschland allein.

Wie sehr mag der einsame Mann auf dem Stuhl Petri mit sich gerungen haben, wohl wie noch kein Papst vor ihm. Aber erst nach dem Krieg fand er klarere Worte in der ihm eigenen Art.

Selten hat mich ein zeitgenossenschaftliches Werk so beeindruckt und fasziniert. Dieses Buch muß gelesen werden.



SVEN BREMER

RADSPORT

★★ DIE GRÖSSTEN LEGENDEN ★★
Porträts, Geschichten und Skandale

MEYER & MEYER VERLAG

Sven Bremer

Radsport. Die größten Legenden

2023, Meyer & Meyer Verlag, Aachen

(317 S./€ 22,00)

ISBN 978-3-8403-7860-7

Wer den Radsport liebt, wird hier auf seine Kosten kommen.

Swen Bremer, selber im Radsport kein Unbekannter, hat im Nachtrag auch noch eine eindrucksvolles Literaturverzeichnis hinterlassen, das er ebenfalls zu Rate gezogen hat. Und so hat er nicht nur die deutschen Radgrößen hier auferstehen lassen, sondern auch die internationalen Größen entsprechend gewürdigt. Wer den Radsport seit Jahrzehnten verfolgt, kommt mit diesem Buch auf seine Kosten. Ich jedenfalls war begeistert.

Erschreckend ist, dass das Doping nicht nur eine Größe im gegenwärtigen Radsport ist, sondern fast schon immer war. Natürlich hieß es damals noch nicht so und war auch noch nicht kein solches Menetekel wie heute und bestand auch noch aus anderen Substanzen, aber Leistungssteigerung war schon immer gefragt. Dass die DDR auch

mit von der Partie war, darf nicht verwundern; wie menschenverachtend das praktiziert wurde durch Mielkes Ministerium, das war beklemmend. Dass eine siebenfache Schwimm-Olympiasiegerin sich heute als anerkannte Sportreporterin im Fernsehen präsentiert, darf einem da schon übel aufstoßen. Doch das nur nebenbei.

Was aus diesem Buch fast schon einen Fantasyroman macht, war nicht nur die Verschleierung des Dopings – damals wie heute noch mehr – sondern auch die Ausreden, die die Radsportler sich selbst und gegenüber Außenstehenden weinend und schluchzend gebrauchten, um als Saubermann dazustehen. Mancher Fantasyautor könnte da noch was lernen.



**TELEKINETISCHE
SCHRUMPFUNG**

**Lateinamerika liegt am Lago
Maggiore: Locarno Film
Festival 76**

Achim Hättich

Im heißen Sommer zieht es in den Süden, um die Hitze noch durch zwei Spezialprogramme zu erhöhen, die diesmal Lateinamerika gewidmet waren. Da sind die Open Doors, die es Künstler*innen aus unterrepräsentierten Regionen, in den Film als Ausdrucksform gefährdet ist, zu unterstützen. Und die Retrospektive, die dem mexikanischen Kino von 1940 bis 1970 gewidmet war. Letzteres beinhaltete als phantastische Filme: **La Mujer murciélago** (R. Cardona, Mexiko 1968) konfrontiert eine wohlhabende Heldin mit den Plänen eines verrückten Wissenschaftlers. In **Santo vs. Las Mujeres Vampiro** (A.C. Blake, Mexiko 1962) läuft es umgekehrt, Santo kämpft gegen Vampirinnen. **Amok** (A. Momplet, Mexiko 1944) kann als Doppelgängergeschichte bezeichnet werden, wo in Indien haargenau die gleiche Frau lebt wie in England. **El Caso de la mujer asesinadita** (T. Davison, Mexiko 1955) ist ebenso ein Grenzfall der Phantastik, wenn Träume wahr werden und dies mit parapsychologischen Elementen gemischt wird. Klarer phantastisch ist **Misterios de Ultratumba** (F. Méndez Mexiko 1958): Zwei Ärzte treffen eine Vereinba-

rung: Der erste, der stirbt, wird dem anderen die Geheimnisse des Lebens nach dem Tod offenbaren. In **El Espejo de la Bruja** (C. Urueta, Mexiko 1960) verhext eine Hexe einen Spiegel, der die Machenschaften der Wohlhabenden aufdeckt. Ein guter Querschnitt durch das klassische mexikanische Kino.

Während jene Filme den Zahn der Zeit gut überstanden haben, kranken die Open Doors Filme an Einfallslosigkeit Nico Manzanos: **Yo y las Bestias** (Venezuela 2021) lässt einen eigensinnigen Musiker auf zwei phantastische Wesen treffen, die ihm helfen, aber dann war alles umsonst. Kaum besser ist **Tiempos Futuros** (Mexiko/Peru/Ecuador/Spanien/Deutschland 2022) von Victor Checa, wo ein Vater mit einer Erfindung die Dürre beenden will, aber sein Sohn gibt sich lieber mit Gangstern ab. Jene Werke kranken daran, dass Nebensächlichkeiten den Plot bestimmen. Kenrich Cairo präsentierte eine **Hidden World** (Surinam/Niederlande 2018), in der der Vater noch mit dem Übernatürlichen in Kontakt ist, aber sein Sohn hat andere Dinge im Kopf. Ein gleiches Thema, mit den Toten in

Kontakt zu treten, gab es in **Willkawiwa (El sagrado fuego de los muertos)** von Pável Quevedo Ullauri (Ecuador/Costa Rica 2022), dem besten Film aus der Reihe: ein Mann stirbt, dessen Geist löst sich, trifft sich mit dem Geist der Frau. Wunderbar mystisch und dennoch Trostlosigkeit ausstrahlend.



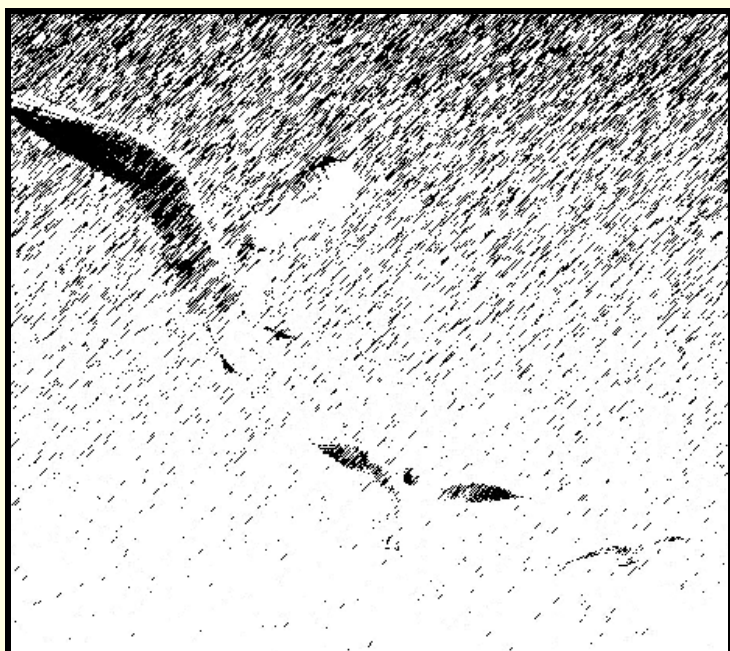
In den Wettbewerben war die Phantastik schwach vertreten. Im Hauptwettbewerb glänzte der provokative, nicht in Worten zu fassende **Yannik** von Quentin Dupieux (Frankreich, 2023): Hier stört ein junger Mann eine Theateraufführung; es folgt eine

surrealistische Tour de Force, das einen schwindelig wird, ein schwer in Worte zu fassender Film. Wenigstens das Europa Cinemas Label ehrte Yannick. Im Fuori di Concorso brachte Brando De Sica mit **Mimi – Il principe delle tenebre** (Italien 2023) eine innovative Version des Vampirfilms mit einigen Wendungen. Ein Pizzatehilfe lernt eine Vampirin kennen, aber der Weg ist weit, bis sie sich lieben. Sehr atmosphärisch mit schönen Bildern eingefangen. **Connan** (Bertrand Mandico, Belgien/Frankreich/Luxemburg 2023) im gleichen Wettbewerb habe ich nicht gesehen, aber vom gleichen Regisseur **Rainer, a Vicious Dog in a Skull Valley** (Frankreich 2023), ein durchgeknallter und überzogene Kurzfilm, welches als Making of oder Ideensammlung von Connan gelten kann, aber alles andere als Werbung für diesen macht.

Ganz anders der wunderbar animierte, makabre Kurzfilm von Carolina Sandvik **The Lovers** (Schweden 2023), ein Paar grüsst den Tod, atemberaubend inszeniert. In **iNTELLIGENCE** von Jeanne Frenkel und Cosme Castro (Frankreich 2023) stellt eine Firma Sterbenden ein Gespenst zur Verfü-

gung. Zwei Kurzfilme, die sich mit dem Tod befassen und geehrt wurden: letzterer bei dem unabhängigen For the Concorso Corti d'autore, ersterer fand eine spezielle Erwähnung beim Pardi di domani Concorso internazionale.

Das Publikum kommt wieder: 146'930 Zuschauer/innen haben die Vorführungen besucht (86'530 in den Sälen und 60'400 auf der Piazza Grande), was einem Publikums-wachstum von 14.3% im Vergleich zum Vorjahr entspricht. Wer sich auf die Phantastik spezialisiert, kam durchaus auf seine/ihre Kosten. Aber es kann nichts schaden, auch mal einen nichtphantastischen Film anzuschauen, oder den See mit dem südlichen Flair zu geniessen. Auf alle Fälle ist Locarno zu loben für ausgefallene Phantastikfilme: wo kann man sonst uralte mexikanische Filme oder solche aus Ekuador oder Venezuela sehen?



MÖWEN STEIGEN

Erzählung

Michael Wiedorn

Seit vielen Jahren schon halte ich mich hier auf. Irgendwann erwache ich tagsüber in meinem Bett. Das blendend silberne Tageslicht tötet jeden Schatten und jedes Leben im Zimmer ab. Die Helligkeit ist nüchtern – allzu ernüchternd. Erstorbene Dinge umgeben mein Bett. Eine weiße Tapete ist längsgestreift mit matten und samtig glitzernen Streifen. Hellbraune Möbel. Ein schwarzer Teppichboden ist mit hellen Füssen durchsetzt. An der Wand hängt ein Bild. Eine Almhütte in den Alpen. Grau, gelb, braun. Der Himmel strahlt hellblau. Niemand ist da. Ich tauche wieder in den

Schlummer ab. Am strahlend blauen, wolkenlosen Himmel fliegen Möwen. Sie fliegen und ich blicke hoch zu ihnen. Sie fliegen und ich spüre keinen Boden unter meinen Füßen. Um mich unendliche Weizenfelder. Der Wind zieht durch das Getreide. Die Halme neigen sich und richten sich wieder auf. Läuft eine unsichtbare Gestalt durch die Felder?

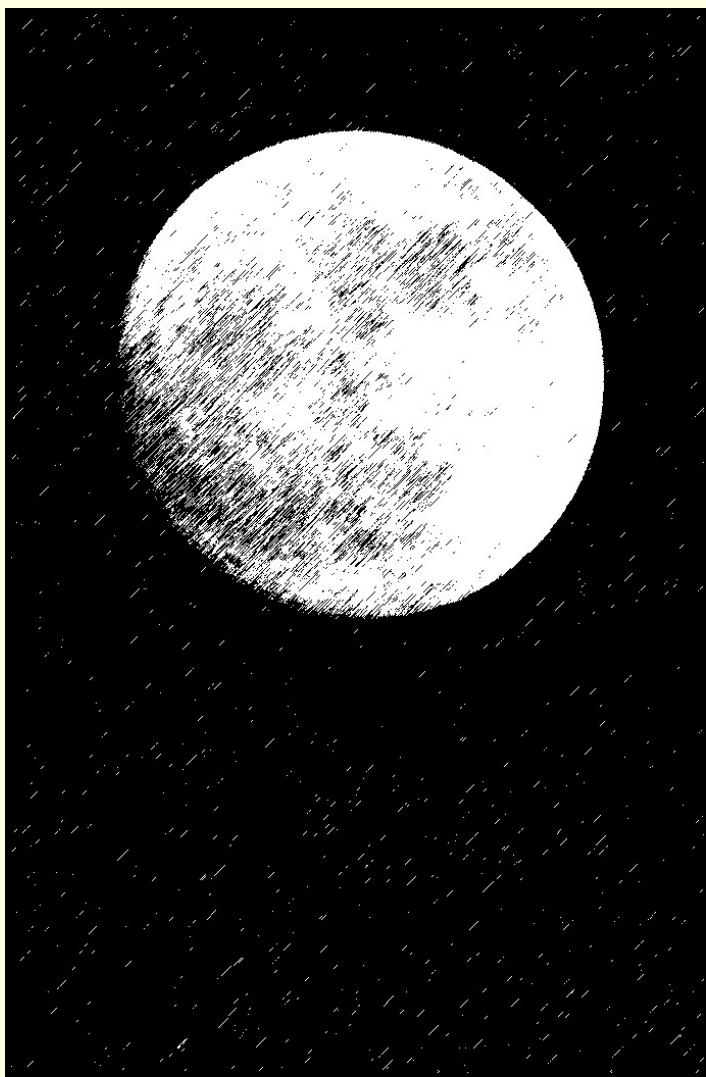
Ich schrecke auf und starre in die Falten der Bettdecke. Mein Blick wandert zu den Fenstern und schaut auf die weißen oder eher hellgrauen, silbern schimmernden Wolken. Blendende Helligkeit. Leblos. Todlos.

Ich falle in die Tiefe. Verschluckendes Schwarz. Sehnsucht nach modernder Erde. Ein Grab. Ich berühre den Grabstein. Mein Finger tastet über kieselähnliche Erhebungen. Einige rauhe, harte Stellen, an denen ich mir die Haut aufschürfe. Es ist mein Stein, eingesenkt in feuchte, bröckelnde Masse aus Erde, Würmern, Käfern. Der modernde Geruch der Lebendigkeit. Grünes Moos wächst. Einem Ast pelle ich in großen Stücken den giftfarbigen, sanften Pelz ab. Das Holz unter der abgezogenen Rinde ist

klatschnass. Das Holz bildet ein Kreuz. Einem Menschen mit ausgebreiteten Armen, der von einer seltsamen Krankheit befallen ist, ziehe ich die Haut ab. Er ist erstarrt und verstummt. Der waldgrüne, dicke Pelz liegt mir zwischen den Fingern.

Ich liege im Zimmer. Ich habe keine Arme, keinen Rumpf und starre mit weit aufgerissenen Augen in das Weiß und Grau eines farblosen Himmels irgendwo in der gemäßigten Klimazone. Es ist Vormittag, Mittag, Nachmittag. Schon lange ruhe ich hier. Die weiße Zimmertüre ist immer verschlossen. Je länger ich hier liegen bleibe, desto weniger wird es mir möglich aufzustehen.

Die Sonnenhitze knallt auf die Weizenfelder. Möwen steigen.



R-C-4-B3

Erzählung

Christian Knieps

Sie trafen sich am Abend nach der Arbeit im Sweet Spot. R-C-4-B3 hatte zum abendlichen Full-Moon-Blow-out geladen, einem Event, das nichts mit dem Vollmond an sich zu tun hatte. Der Name rührte von dem ersten Realitätswechsel, der über den Blow-out-Visioner vollzogen worden war: das realitätsnahe Erfahrung eines Vollmondes, wo immer man den Ort auch eingestellt hatte. Doch heute wollten sie alle zusammen das neue Blow-out erfahren: das Herumwandern in einem Wald voller Horrorgeschichten.

Zusammen traten die vier Freunde in das Blow-out-Center, und R-C-4-B3 ging an den Schalter, um zu zahlen. Sie hatte von ihrem A-6-Koordinator vier Karten geschenkt bekommen und gab sie an den Roboter, der hinter dem Empfang auf die Eingabe der Wünsche wartete. R-C-4-B3 erhielt die Bestätigung, dass ihnen die Räume 17-20 reserviert worden waren. Zugleich erhielt sie die Warnung, dass vorher ein Test auf bewusstseinsweiternde Mittel gemacht werden würde, damit sich die Schrecken in dem Blow-out nicht zu einer realen Manifestation im Stammhirn verfestigen würden. R-C-4-B3 war sich sicher, keine Spuren wirksamer Mittel mehr im Kreislauf zu haben, aber bei X-S-YB-1 war sie sich unsicher, denn er schmiss regelmäßig was ein, um tiefere Bewusstseinskanäle zu durchforschen. Sein Typus war der Forscher ohne einen Hang zur echten Forschung, sondern mehr, um sich die Zeit nicht zu lange werden zu lassen. Klar gab es auch bessere Methoden, um Zeitverkürzungen zu erhalten, doch das war nicht das Mindset von X-S-YB-1.

R-C-4-B3 trat an Raum 17 und gab die anderen Codes an ihre Freunde, die ihrerseits an ihre Räume traten. Sie beobachtete, wie alle den Test machten und zugelassen wurden, selbst X-S-YB-1, wobei R-C-4-B3 keine Ahnung hatte, ob der Test überhaupt seinen Mittelchen nachging. Nachher schmiss er nur biologisch erzeugte Metaproteine ein, um sich auf dem Rücken von diesen Bausteinen in die eigene Gedankenwelt ziehen zu lassen. Wo andere schon darüber gähnten, schien X-S-YB-1 immer noch die Erfüllung darin zu sehen, die Innenarchitektur seines Wesens auszuloten.

Nun startete auch R-C-4-B3 den Test. Sie hielt ihre Unterarme aneinander, sodass diese eine energiesymbiotische Verbindung eingingen, die dann gemessen wurde. Die Blow-Outs hatten über die Jahre herausgefunden, dass es nichts nutzte, nur einen Unterarm zu scannen, sondern es mussten immer beide sein, da es Metaproteine gab, die sich erst bei einer Annäherung auf wenige Zentimeter zu Metabol-Metaproteinen verwandelten und so ihre winzigen körperlichen Strukturen aufbrachen, um in Symbiose zu treten, ähnlich der Verschränkung

von Photonen über eine Distanz ohne direkte Verbindung.

Der Test dauerte nur wenige Augenblicke und schon erhielt R-C-4-B3 die Freigabe, in den Raum zu treten. Dort stand eine Art Sitzwanne, in die man sich reinlegen musste, damit man sich nicht selbst verletzte. Sogleich nach dem Hineinlegen wurden R-C-4-B3 die Arme und Beine fixiert, doch da sie das Vorgehen kannte, entspannte sie sich und blickte nach oben in Nichts.

Nach nur wenigen Momenten verflog der gesamte Raum und der Realitätswechsel begann. Zunächst kam der Vorspann, in dem einige der wichtigen Eckpunkte dieser neuen Realität erklärt wurden, und ehe sich R-C-4-B3 versah, befand sie sich inmitten eines düsteren Waldes und fühlte sich schlagartig in der wachsenden Kälte allein. Alles um sie herum war plötzlich fort, jedes technische Geräusch war ausgeblendet, nur der eisige Wind blies in den Wipfeln. Es lag Frost über dem Wald, der sich durch das dichte Laub nur sehr langsam nach unten fallen ließ, aber er fiel schon seit Tagen, sodass kaum etwas von der Restwärme des Bodens unter dem Laub zu spüren war.

R-C-4-B3 hatte zwar keine Ahnung, wo sie sich befand, aber sie konnte sich noch daran erinnern, dass sie sich einen unsichtbaren Streifen auf den Rücken geklebt hatte, der von einer abschirmenden, pflasterartigen Substanz überdeckt wurde. Sie strich mehrfach über die Substanz, bis sie den darunter liegenden Streifen aufgedeckt hatte. Langsam löste sie diesen von der Haut und hatte ihn kurze Zeit später in der Hand, die sie zu ihrem Mund führte und den Streifen auf die Zunge legte. Unmittelbar danach löste sich der Streifen auf und gab eine Reihe von synthetisch produzierten und in mikrotransportablen Strukturen gepressten Neurotransmitter frei, die, kaum befreit, einen Angstschub unmenschlicher Stärke auslösten. R-C-4-B3 erschrak dermaßen, dass alle Bewegungsmuskeln kontrahierten und sie lähmten.

Etwas bewegte sich auf R-C-4-B3 zu. Obwohl sie sich nicht bewegen konnte, spürte sie, dass sich etwas in ihrem Rücken näherte. Sie ahnte, dass sie von dem Etwas als Beute angesehen wurde und versuchte, die Kontrolle über ihren Körper zurückzuerlangen, doch die Muskeln sperrten sich

weiterhin vor jedweder Beeinflussung. Langsam bewegte sich das Etwas in ihrem Rücken auf sie zu, ließ sich zuweilen ein wenig nach rechts oder links fallen, ganz so, als ob sich das Etwas hinter den Bäumen versteckte, um sich anzuschleichen. R-C-4-B3 hatte inzwischen das bewusste Atmen eingestellt und achtete nur noch auf ihren Hörsinn, der neben dem Gleichgewichtssinn als einziger noch vollständig zu funktionieren schien.

Das Etwas musste jetzt ganz nahe hinter ihr sein, und R-C-4-B3 fragte sich jeden Moment, wann es sie von hinten packen würde, um sie herumzuwerfen und anzugreifen. Doch für den Augenblick geschah nichts. R-C-4-B3 wusste nur, dass das Etwas sie beobachtete; vielleicht war es unsicher, weil sie sich nicht bewegte.

Plötzlich, aus dem Nichts heraus, spürte sie eine Berührung auf ihrer Schulter, und da keine Muskeln auf ihre Befehle reagierten, gelang es ihr auch nicht, den Kopf zur Seite zu drehen. Da, eine zweite Berührung und Angstschübe mischten sich unter den Adrenalinschüben, die weiterhin von den eingenommenen Substanzen emittiert

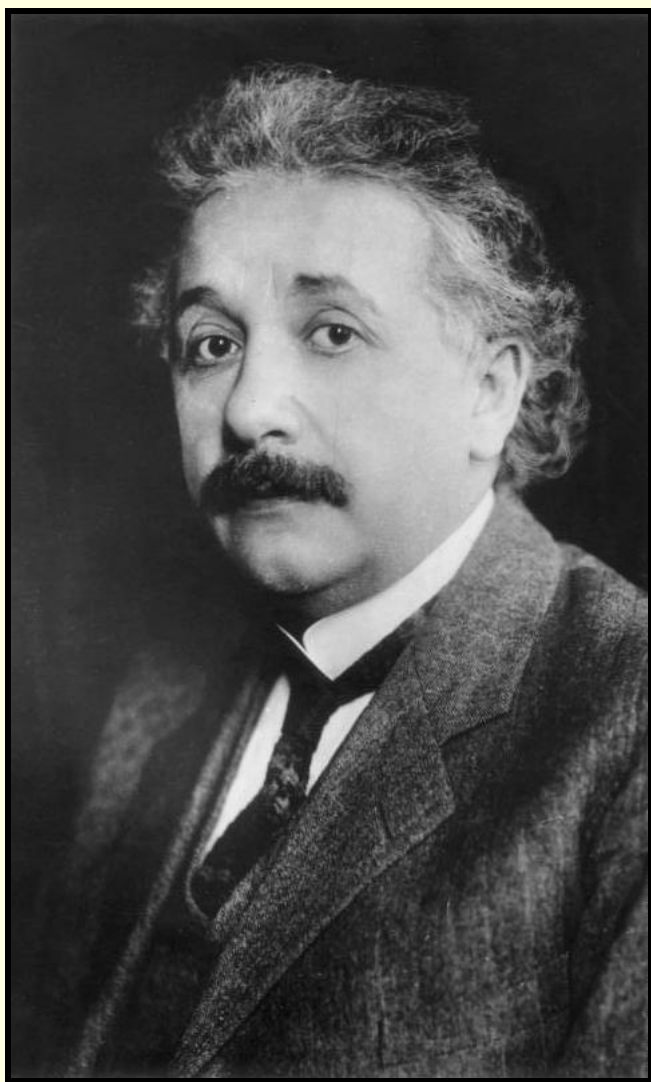
wurden. R-C-4-B3 war sich sicher, dass ihr letztes Stündchen geschlagen hatte, denn es konnte nicht mehr lange dauern, ehe aus der Berührung ein Attackieren würde.

Worauf wartete das Etwas? Mit dieser Frage lenkte sich R-C-4-B3 von der Tatsache ab, dass sie unmittelbar mit ihrem Tod konfrontiert war, und kaum, dass sie sich die Antwort auf diesen Gedanken geben wollte, vernahm sie ein lautes, zischendes Geräusch, das durch den ganzen Wald tönte, ehe sie ein gleißendes Licht entdeckte und vielerlei Menschen, die in den Wald gelaufen kamen, um sie abzuholen.

R-C-4-B3 brauchte eine Weile, bis ihr Verstand die Informationen und Reize verarbeiten konnte, die ihr weismachten, dass sie sich in einem Full-Moon-Blow-out befand und in eine Angstrealität entschwunden war, aus der sie niemals wieder von alleine hinausgefunden hätte. R-C-4-B3 atmete tief durch und erhielt als Strafe ein einjähriges Verbot auf jegliche Blow-outs, da sie gegen die Medikamentenverordnung beim Realitätsverlassen verstoßen hatte. Sie trug die Entscheidung nach der Erfahrung in dem düsteren Wald mit Fassung,

denn sie konnte sich kaum vorstellen, in der nächsten Zeit erneut in ein Blow-out zu gehen.

Sie verabschiedete sich von ihren Freunden und ging in der von Werbung hell erstrahlten Straßen nach Hause. Ihr gingen vielerlei Gedanken durch den Kopf, als sie unvermittelt aufsaß und sofort versteinerte, denn anstatt sich in einer Seitenstraße des Hauptplatzes zu befinden, stand sie erneut mitten im Wald und konnte sich nicht mehr bewegen. Plötzlich spürte sie auch die Hand wieder auf ihrer Schulter, doch dieses Mal packte sie auch eine zweite Hand an der anderen. R-C-4-B3 wollte schreien, doch dafür war sie viel zu paralysiert.



Albert Einstein (1879–1955)

WIE ALLES BEGANN

Einstein I

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert werden:

– Einstein, Albert: Untersuchungen über die Theorie der Brownschen Bewegung. In: Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften, Bd. 199. Verlag Harri Deutsch, Thun und Frankfurt am Main, 3. Auflage 1997. Reprint. Zitiert als „Brownsche Bewegung“.

– Levy, Joel: Paradoxien und Gedankenexperimente. Anaconda Verlag, 2017 Köln.

– Wikipedia (Internet-Lexikon): Albert Einstein, Relativitätstheorie

Hier zunächst einmal einige persönliche Bemerkungen zu Albert Einstein, und auch, wie er dazu kam, seine heute nach wie vor in jeglicher Hinsicht als maßgeblich geltenden Vorstellungen über Raum und Zeit zu entwickeln.

„Albert Einstein wird am 14. März 1879 in Ulm an der Donau als Sohn des Kaufmanns Hermann Einstein und seiner Frau Pauline, geborene Koch, geboren. Einstein ist Jude und Schwabe, zwei Dinge, die seine Wesensart prägen. Die Vorfahren Einsteins stammen aus Buchau am Federsee, wo ein Baruch Moises Ainstein seit 1665 nachweisbar ist.“ (Trageser in ‘Einstein: Brownsche Bewegung’, S. 1)

„Am 28. Juni 1900 erhält Einstein das Diplom als Fachlehrer für Mathematik [in der Schweiz] und erwirbt am 21. Februar 1901 die Schweizer Staatsbürgerschaft.“ (Trageser in ‘Einstein: Brownsche Bewegung’, S. 1)

„Das Jahr 1905 wird für Einstein zum Jahr des wissenschaftlichen Durchbruchs. Er legt der Fachwelt drei Arbeiten vor, die ihm den Weg zu einer wissenschaftlichen Karriere eröffnen. Sämtliche Arbeiten sind im berühmten Band 17 der Annalen der Physik erschienen. Es sind dies:

1. Lichtquantentheorie ...
2. Brownsche Molekularbewegung ...
3. Spezielle Relativitätstheorie ...

Am 30. Juni 1905 reicht Einstein seine berühmte Arbeit 'Zur Elektrodynamik bewegter Körper' ein, die die Spezielle Relativitätstheorie enthält.“ (Trageser in 'Einstein: Brownsche Bewegung', S. 2)

Aus dem Internet-Lexikon Wikipedia entnehmen wir:

„Albert Einstein hat die Relativitätstheorie entwickelt, die zum ersten Mal zeigte, daß Raum und Zeit nicht unveränderlich sind, und daß Masse und Energie ineinander umgewandelt werden können. Er erhielt den Nobelpreis nicht für die Relativitätstheorie, son-

dern für die Erklärung des photoelektrischen Effektes, der einer der experimentellen Ausgangspunkte für die Überlegungen der Quantenmechanik ist.

Einstein ist bekannt, weil seine komplizierten Forschungen scheinbar in einfache Aussagen zu fassen sind. 'Alles ist relativ' – und: $E = mc^2$.

Albert Einstein (geb. 14. März 1879 in Ulm; gestorben 18. April 1955 in Princeton, USA) war ein deutscher Physiker, dessen Beiträge zur theoretischen Physik maßgeblich das physikalische Weltbild veränderten.

Einsteins Hauptwerk ist die Relativitätstheorie, die das Verständnis von Raum und Zeit revolutionierte. Im Jahr 1905 erschien seine Arbeit mit dem Titel 'Zur Elektrodynamik bewegter Körper', deren Inhalt heute als spezielle Relativitätstheorie bezeichnet wird. 1916 publizierte Einstein die allgemeine Relativitätstheorie. Auch zur Quantenphysik leistete er wesentliche Beiträge. Für seine Erklärung des photoelektrischen Effekts, die er ebenfalls 1905 publiziert hatte, wurde ihm 1921 der Nobelpreis

für Physik verliehen. Seine theoretischen Arbeiten spielten – im Gegensatz zur populären Meinung – beim Bau der Atombombe und der Entwicklung der Kernenergie keine bedeutende Rolle.

Albert Einsein gilt als Inbegriff des Forschers und Genies.“ (Wikipedia: Einstein)

Soweit die offiziellen Stellungnahmen. Interessant, um den Forscher einzuschätzen, sind auch die Aufnahmen Einsteins in: Deutsches Rundfunkarchiv 1924 (SWR), Originalton, aus dem Internet entnommen:

„1924. Wie Einstein zur Formulierung der Relativitätstheorie kam. Der Physiker Albert Einstein entwickelte eine allen bisherigen Erfahrungen widersprechende Vorstellung von Raum und Zeit. Seine spezielle und allgemeine Relativitätstheorie revolutionierte die Physik. Hier erzählt er, wie er dazu kam. In dem Originalton aus dem Jahr 1924 schildert der Nobelpreisträger Albert Einstein, wie er zur Formulierung der Relativitätstheorie kam. Sieben Jahre lang, von

1898 bis 1905, habe er nachgedacht. Dann kam er darauf, daß die herkömmlichen Gesetze von Raum und Zeit sich von Erlebnissen ableiten. Und daß neue Erfahrungen dazu führen können, diese Gesetze zu ändern.

Das Tondokument ist schwer zu verstehen, hier finden Sie das Transkript.

Transkript der Rede von Albert Einstein.

,Von der Jugend an war mein ganzes wissenschaftliches Streben auf die Vertiefung der Grundlagen der Physik gerichtet. Viele sonstige Gesichtspunkte und Bedürfnisse im engeren Sinne wirkten nur sekundär auf mich. Von diesem Streben und seinem bisherigen Resultat gebe ich hier einen kurzen Bericht, in dem ich alles weglasse, was mich gelegentlich oder gewissermaßen zufällig beschäftigt.

Mein erstes Problem lag in der scheinbaren Unvereinbarkeit des Gesetzes der Lichtausbreitung bzw. der Lorentzschen Theorie mit der erfahrungsmäßig gültigen Gleichwertigkeit aller Inertialsysteme [Bezugssysteme]. Nach sieben-

jährigem vergeblichem Nachdenken 1898 bis 1905 kam mir plötzlich die Lösung mit dem Gedanken, daß unsere Begriffe und Gesetze über Raum und Zeit nur insofern Geltung beanspruchen dürfen, als sie mit den Erlebnissen in klaren Beziehungen stehen und daß die Erfahrungen sehr wohl dazu führen können, daß wir diese Begriffe und Gesetze abändern.

Durch eine Revision des Begriffes der Gleichzeitigkeit und der Gestalt starrer Körper gelangte ich so zur speziellen Relativitätstheorie, deren vierdimensionale mathematische Formulierung allerdings erst drei Jahre später von Minkowski gefunden wurde. Bei dem Versuch, das Gesetz der Gravitation dieser speziellen Relativitätstheorie einzugliedern, drängte sich mir Ende 1907 die Überzeugung auf, daß der Raumzustand eines Gravitationsfeldes identisch sei mit dem Zustand eines von einem Gravitationsfelde freien Raumes, wenn dieser nur auf ein beschleunigtes Koordinatensystem wie dem der plastischen Mechanik bezogen wird. Dieser Er-

kenntnis, kurz als Äquivalenzprinzip bezeichnet, in Verbindung mit der natürlichen Tendenz, das Relativitätsprinzip zu verallgemeinern, führte mich zur allgemeinen Relativitätstheorie, deren Fundament mir Ende 1915 widerspruchsfrei belegt werden konnte. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Versagen der Euklidischen Geometrie und in der Schwierigkeit, ohne Zugrundelegung dieser durch physikalische Gesetze doch einen klaren Sinn zu geben.

Das andere große Problem, mit dem ich mich seit etwa 1900 befaßt habe, ist das der Strahlungs- und Quantentheorie. Angeregt durch Wiens und Plancks Forschungen erkannte ich, daß Mechanik und Elektrodynamik in einem unlösbaren Widerspruch zu den Erfahrungstatsachen stehen und trug dazu bei, jenen Komplex von Ideen zu schaffen, der unter dem Namen Quantentheorie bekannt ist und der, insbesondere durch Bohr, zu großer Fruchtbarkeit sich entwickelt hat. Den Rest meines Lebens werde ich wohl der grundsätzlichen Klärung dieses Problems widmen,

wie gering auch die Aussichten auf ein Erreichen des Zieles erscheinen möge.'

„Deutsches Rundfunkarchiv 1924“

Das klingt also nun doch etwas theoretisch. Wie kam Einstein dazu? Betrachten wir dazu ein Jugenderlebnis Einsteins. Also, auf den Straßen in der Schweiz fährt eine Straßenbahn. Wie aber wäre es eigentlich, wenn die Straßenbahn mit Lichtgeschwindigkeit führe? Was sieht dann der Reisende an der Uhr am großen Uhrenturm?

„Im 19. Jahrhundert hatte James Clerk Maxwell ... indes die Gleichungen aufgestellt, die der Ausbreitung elektromagnetischer Wellen zugrunde liegen. Er hatte bewiesen, daß es sich bei der Geschwindigkeit elektromagnetischer Strahlung in einem Vakuum (zum Beispiel bei der Lichtgeschwindigkeit c) um eine feste, universelle Konstante handelt, die nicht von der Bewegung des Beobachters abhängt.

Die galileische Relativität legt folgende Annahme zugrunde: Wenn sich der Matrose

auf seinem Schiff, das 10 m/s (die Erdbewegung außer Acht lassend) westwärts fährt, nach Westen dreht und einen Lichtstrahl aussendet, müßte dessen Geschwindigkeit $c + 10 \text{ m/s}$ betragen, jedoch $c - 10 \text{ m/s}$, wenn sich der Matrose nach Osten dreht. Die Maxwell'schen Gleichungen lehren uns allerdings, daß c in beiden Fällen gleich sein muß, was bei den Michelson-Morley-Experimenten von 1887 tatsächlich experimentell nachgewiesen werden konnte. Dabei stellte sich heraus, daß sich das Licht zwischen den Sternen und der Erde in jede Richtung mit der gleichen Geschwindigkeit bewegt – unabhängig von der Bewegung der Erde im All. Die galileische Relativität steht daher in direktem Widerspruch zum Maxwell'schen Absolutismus bezüglich der Lichtgeschwindigkeit.“ (Levy, S. 57)

Licht ist demnach also immer gleich schnell. Das hatte man sich also schon vor Einstein überlegt. Dieser erwog nun aber, wie ist das aber denn, wenn ich (Einstein) mich mit Lichtgeschwindigkeit auf einen Gegenstand, sagen wir auf eine Uhr, zubewege?

„Tatsächlich hatte Einstein die Maxwell'schen Gleichungen mit sechzehn Jahren noch nicht studiert, was nahelegt, daß seine Erinnerung fehlerhaft ist. Wichtiger war vielleicht das Gedankenexperiment, das ihm im Mai 1905 einfiel, als er wegen seiner Unfähigkeit, das Paradoxon aufzulösen, in einer Krise steckte. Er erinnerte sich daran, wie er im schweizerischen Bern immer mit der Straßenbahn gefahren war und den großen Uhrenturm angeschaut hatte, während er sich davon entfernt hatte. Dann stellte er sich vor, was passieren würde, wenn die Straßenbahn bei Lichtgeschwindigkeit fahren würde. In diesem Falle würde er genauso schnell sein wie das Licht vom Ziffernblatt, so daß es den Anschein hätte, als wäre die Zeit stehen geblieben, auch wenn die Zeit gemäß seiner Armbanduhr normal weiterlaufen würde. ‚In meinem Kopf brach ein Sturm los‘, erinnerte er sich später. Er hatte erkannt, daß die Zeit an verschiedenen Orten unterschiedlich schnell vergehen kann – je nachdem, wie schnell man sich bewegt. Zeit ist

nicht absolut, sondern relativ.“ (Levy, S.
58)



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

DAS GEISTIGE PRINZIP (PERTY 24) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe

[Insektenforscher] und Naturphilosoph
an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Kann man die Sterne sehen, während die
Sonne scheint? Nein, das kann man nicht.
Wie aber steht es mit dem „Allsinn“:

kann er erkennen, während ihn die
normalen Sinne überlagern?

„Die Fähigkeit, ohne Vermittlung der
Sinnesorgane so wahrzunehmen, als
wenn es durch sie geschähe, aber auch
Dinge wahrzunehmen, welche den Sin-
nen unzugänglich sind, hat man einem
A l l s i n n (... des Aristoteles?) zuge-
schrieben, der als ein Urvermögen der
menschlichen Natur, welches jedoch
nur in gewissen Zuständen aus seiner
Latenz [vorhanden, aber noch nicht in
Erscheinung tretend] hervortritt, so
wenig näher erklärt werden kann als
z.B. die sogen. Dynamide [Geheime An-
ziehungskräfte]: Licht, Magnetismus
etc., obschon seine Wirkungen unwi-
dersprechlich sind. Wäre der Allsinn
auch im wachen Leben thätig, so wür-
den seine Anregungen, durch die stär-

keren der Tagsinne übertäubt, doch nicht zum Bewußtsein kommen, so wenig als im Sonnenschein die Sterne gesehen werden. Auch bei Blinden, ferner bei Thieren, zum Beispiel geblendeten Fledermäusen, scheint ein ähnliches Vermögen wirksam zu werden.“ (Perty, S. 185)

Also, es gibt etwas – in uns, in den Tieren – , das anders und weiter „sieht“, als man mit normalen Sinnen könnte. Es kann dies nur eine geistige, seelische, unterbewußte Größe sein. Ja, unterbewußt, denn es wirkt, kommt gewöhnlich aber nicht so schnell zu Bewußtsein.

„Es ist unmöglich, sagen viele Physiologen [Erforscher der Lebensvorgänge], ohne Augen sehen, ohne Ohren hören zu können, und vergessen dabei 1., daß das, was in uns wahrnimmt, nicht das Sinnorgan, sondern das geistige Princip ist, dem die Sinne nur als Werkzeuge dienen, 2., daß, wenn die Somnambulen [Nacht-, Schlafwandler, Mondsüchtige] von Sehen, Hören etc. sprechen, sie ihre

Wahrnehmungen durch den Allsinn oder noch tiefer gefaßt, die direkten Wahrnehmungen ihrer Seele nur auf die Sinnesorgane beziehen und ihre Sensationen [Empfindungen] in die gewöhnliche Sprache übersetzen. Eine S. [Somnambule] Heinecken's sagte: 'Ich empfinde die Gegenwart und Nähe anderer Gegenstände, als sähe ich sie, aber nicht auf die gewöhnliche, sondern auf eine unbeschreibliche Weise.' Ein Hellseher sprach: 'Für den vergeistigten Menschen existirt die materielle Welt nicht mehr und er schaut in der Hülle des Materiellen eine organisirte Lichtwelt. Die Materie hört auf, schwer und undurchdringlich zu sein, und nur das in ihr enthaltene Lichtwesen drückt ihre Bedeutung aus... Die größte Bedeutung hat der Mensch; wie nichts untergeht, so kann es sein Lichtwesen am wenigsten (Bährens).' (Perty, S. 185 f)

In uns wirkt, wahrnehmend, vernehmen wir im Zitat, das „geistige Prinzip“. Das ist allerdings richtig. Gott wirkt in uns, könnte

man auch sagen. – Gott ist demnach in allem und in allen. Auch in Tieren:

„Ueber die Fledermäuse haben nach Spallanzani noch Spadone, Rossi, Vasalli, Jurine Versuche angestellt. Geblendete Fledermäuse finden den Weg zu ihrem Neste fast so gut als sehende, weichen in einem Saale ausgespannten Seidenfäden usw. aus, was Cuvier aus dem unendlich feinen Tastsinn, der den leisesten Luftdruck fühlt, erklären wollte, was wohl bei Bäumen und Mauern, aber nicht bei seidenen Fäden möglich ist.“
(Perty, S. 186)

Dabei wäre allerdings zu beachten, daß Fledermäuse über eine Art „Radar“ verfügen, welches sie vom normalen Sehen (mit den Augen) unabhängig macht und es ihnen ermöglicht, sich auch in stockdunklen Höhlen aufs Sicherste zu bewegen. – Wie ist das nun aber beim Menschen, wie und wo verorten wir bei ihm dieses „höhere“ (unterbewußte, göttliche) Vermögen? Und wie steht es bei dieser Sache mit dem Ge-

nuß äußerlicher Aufputzmittel, wie etwa Kaffee?

„Bei blinden Menschen ... scheint Ähnliches vorzukommen [wie bei den Fledermäusen]. Lichtenberg ... erschrak, wenn er sich durch viel Kaffee aufgeregt hatte, über jeden bevorstehenden Krach und Schall, ehe er ihn noch hörte..., und meint dabei, wir hörten gleichsam noch mit anderen Werkzeugen als mit dem Ohr.“ (Perty, S. 186)

Womit hören wir also wirklich? Unser Ohr ist für das Hören normalerweise unentbehrlich. Doch unser Unterbewußtsein ist dabei auch immer mit von der Partie (auch wenn wir gewöhnlich nichts davon bemerken). Nun gibt es aber auch fremden, tückischen Einfluß (unsichtbar, von außen), welcher sich dann insbesondere gerne auf unser empfindliches Ohr niederschlägt.

„Ein Herr Williamson ... konnte Transposition [Übertragung] der Sinne bewirken. Fast bei allen Individuen, an denen er solche hervorzubringen ver-

mochte, war die Sehkraft auf eine kleine Stelle hinter dem linken Ohr beschränkt, und um die Gegenstände deutlich zu sehen, hielt sie der Patient in einer Entfernung von 5 – 6 Zoll vor diese Stelle. Eine junge Frau sah mit allen Seiten des Kopfes, allein nur undeutlich. Einige Tage später sah sie nur mittelst der rechten Kopfseite; dann nahm das Sehvermögen seine frühere Stelle wieder ein.“ (Perty, S. 186)

Nicht wahr, diese „Verlagerung“ der normalen Sinne klingt bizarr. Aber mit dem Unterbewußtsein kann man insofern fast alles machen. Es, das persönliche Unterbewußtsein, stellt sich auf alles ein, was wir wirklich wissen oder glauben. Oder was uns ein begabter Beeinflusser einredet.

„Bei einem jungen Mädchen war der Gefühlssinn in den obersten Theil des Kopfes transponirt. Als es einst an einem mit rheumatischen Schmerzen und großer Empfindlichkeit der Kopfhaut verbundenen Katarrh litt, sagte es im somnambulen Zustande, die Hand auf

den Scheitel legend, seine Augen seien in Folge des Schnupfens wund geworden.“ (Perty, S. 186)

Was ist Krankheit? Es entgleist das, gerät aus den Fugen, was vorher normal war. – Wir sind immer noch bei der Verlagerung der Sinne an Teile des Körpers oder in Körperstellen, wo sie normalerweise nicht hingehören:

„Eine Andere unterschied die Gegenstände am besten, wenn sie 7 – 8 Fuß hinter ihr waren. Eine Dritte las nach der zweiten magnetischen Behandlung mit den Fingerspitzen. Das 12jährige, am Veitstanz leidende, durch das unmagnetisirte Baquet [Gesundheitszuber] geheilte Mädchen Dürr's ... sah im magnetischen Schlaf mit den Fingern; zum Beispiel ein an die Wand des anstoßenden Zimmers gehaltenes Messer, wobei sie sogar die Finger angab, die es hielten. Durch eine Brille konnte sie nur lesen, wenn sie hinter jedes Brillenglas einen Finger hielt. Sie las mit den Fingern ein versiegeltes Billet [kurzes

Briefchen]. Später sah und las sie nicht mehr mit den Fingern, sondern mit der Nasenspitze. Noch später sah sie wieder mit den Fingern, zum Beispiel die Personen in einem andern Zimmer, indem sie die ausgespreizten Fingerspitzen an die sehr gut gearbeitete, nirgends eine Oeffnung habende Thüre hielt. Sie gab alle Handlungen der Personen im Zimmer an.“ (Perty, S. 186 f)

Also, genau genommen, sind die Sinne für dergleichen Handlungen oder Wahrnehmungen gar nicht nötig. Eine Verlagerung der Sinne verdeckt eigentlich nur den Umstand, daß wir all dies, wie geschildert und zitiert, mit einem höheren (unterbewußten) Vermögen in uns verzeichnen und aufnehmen können. Folgende Beispiele dafür:

„Die Kachler hörte durch die Hand, ‘durch erhöhtes äußerst reizbares Nervengefühl’, wie sie sagte. Eine S. [Somnambule] Siemers’ nähte und fädelt mit geschlossenen Augen einen feinen Faden ein, wobei sie Nadel und Faden dicht vor die Herzgrube hielt. Die Kach-

ler säumte mit geschlossenen Augen den feinsten Battist, beim Einfädeln die Nadel an die Stirne haltend. Katharina Emmerich machte in der Nacht ohne Licht im somnambulen Schläfe viele weibliche Arbeiten, Kleider für die Armen usw.; auch Maria Rübél that dieses. Haddock's Emma hörte im magnetischen Zustand durch die Magengrube oder die Hand. Streichelte sie Katzen, so wurden diese immer wild und versuchten zu beißen, nachdem sie vorher Zeichen von Schreck oder Schmerz gegeben. Zwei Hellseher Williamson's behaupteten, daß in diesem Zustand ihr Geist den Körper verlasse und zwar durch den untern und hintern Theil des Kopfes, – eine subjektive Vorstellung.“ (Perty, S. 187)

Man kann auch mit allen möglichen Organen, mithin mit dem ganzen Körper „sehen“. Da dies aber unterbewußt geschieht, ist es kein normales Sehen, sondern, wie nachfolgend zitiert, in Wirklichkeit vielmehr ein Wissen:

„Anomal und räthselhaft sind die Phänomene bei dem Knaben Arst ... deshalb, weil hier eine wahre Confusion von tagwachem Sehen durch andere Organe als die Augen und doch nach den Gesetzen des tagwachen Sehens und von eigentlich somnambulen Fühlen stattgefunden hätte. Dieser Knabe, welcher auch Fernblicke hatte ... sah mit den Fingerspitzen, der Unterlippe, zuletzt fast mit allen Körpertheilen; er sah ... wenigstens auf Fingerlänge mit den Fingern, so daß also sein Sehen kein Tasten war. Er erkannte Bilder, Karten, grobe Schrift mit den Zehenspitzen durch die groben wollenen Strümpfe; er sah ..., den Finger zum Fenster hinausstreckend, mit demselben Alles, was auf der Straße vorging, beschrieb Menschen und Thiere, die unten vorbei gingen und die er nicht hatte sehen können, weil der Kopf hinter dem Fenster blieb, erkannte, obwohl schwierig, die Gegenstände auch, wenn er mit dem Rücken gegen das Fenster stand und K. [Kieser] ihm den Finger nach der Straße richtete. Eben so sah er mit El-

lenbogen, Zehen und Nasenspitze, was offenbar somnambules Wahrnehmen ist, bloß bezogen auf einzelne Körperteile, weil eben diese für die magische Kraft durchdringbar wurden. Er selbst nannte dies auch nicht Sehen, sondern Wissen; das Wahrnehmungsfeld war immer nur klein.“ (Perty, S. 187)

Also, dies ist kein „Sehen“ im normalen Sinne, sondern ein „Wissen“. Stellt sich gewiß die Frage, woher „weiß“ man das und dieses? Oder auch, wer (der vermutlich alles weiß) trägt einem das zu?